



*Geschichten
aus den
Bergen*

Geschichten aus den Bergen

Mit Interviews von Laura Hilti
und Bildern von Veronika Marxer

Die «Geschichten aus den Bergen» widmen sich den Bergen als magische wie auch gefährliche Orte, an denen Leben und Tod nah beieinander liegen.

In Interviews und Aufzeichnungen erzählen Menschen von ihrer Verbindung zu den Bergen, von schönen Erlebnissen sowie von Freund:innen und Angehörigen, die sie in den Bergen verloren haben. Ausserdem berichten vier Rettungschefs der Bergrettung Liechtenstein, wie Einsätze vonstatten gehen und was sie motiviert, Menschen aus schwierigen Situationen zu retten. Folgende Personen haben mit ihren Erzählungen, Aufzeichnungen und Fotos mitgewirkt:

Ruth Bargetze über
Manfred Beck

Imelda & Eugen Beck
Ehem. Wirte Pfälzerhütte

Melanie Biedermann,
Michael Biedermann &
Corina Büchel-Biedermann
über Johannes Biedermann

Ida Büchel über
Bruno Büchel &
Michael Büchel

Christoph Frommelt
Ehem. Bergrettungschef

Noldi Frommelt
Ehem. Bergrettungschef

Norbert Gantner
Ehem. Bergrettungschef

Lore Mayer über
Marcel Mayer

Dominik Schädler
Bergrettungschef

Martin Sprenger über
Peter Sprenger

Die Interviews hat Laura Hilti geführt. Veronika Marxer hat – inspiriert von der Bergwelt und den Interviews – Bilder kreiert und Schriften gestaltet.

Helpfen und einstehen in jeder Lage



Auszüge aus den Tourenbüchern der Jahre 1953 und 1954 von Noldi Frommelt (1931–2019), Mitgründer der Bergrettung Liechtenstein und Rettungschef 1954 bis 1963

Der Alpinist

Der «Alpinist» oder sagen wir Freund der Berge und Natur, was ja ein wirklicher Alpinist ist.

Gewiss benötigen wir Jahre und vielleicht auch das ganze Leben, bis wir noch nicht viel über all die Geheimnisse und Schönheiten, von denen die Natur ein Übermass bietet, verstehen.



Ich trank als junger Mensch die Schönheiten der Berge und Natur, genauso wie ich als junger Bub die Füsse unter Vater Tisch streckte und mich daran satt ass. Das heisst, ich fragte nicht danach, wie die Berge entstanden, wer die Gesetze der Natur geschaffen und welche Aufgabe der Mensch zu ihnen hat.

So ging ich denn Sonntag für Sonntag hinauf auf die Pfälzerhütte, die damals umgebaut wurde. War es die kameradschaftliche Atmosphäre oder spürte ich schon damals die Liebe zu den Bergen, das weiss ich nicht. Kurz und gut in diesem Rahmen erlebte ich die Freude an den Taten über ein Jahr und ein kleiner Wachruf aus dieser unbekümmerten Lage brachte wohl meine erste Zimba-Tour.

Mit drei Kameraden unternahm ich diese schöne Tour, aber ehrlich gesagt, wir waren wilde Bergsteiger, denn wir kannten nicht die Verwendungsmöglichkeit eines Bergseils und auch nichts von den Gefahren der Berge. Der Aufstieg über den Westgrat ging gut und da wir nichts verstanden von wirklichem Klettern, wohl aber gute Läufer waren, bildeten wir uns nicht wenig ein. Doch unsere Einbildung wurzelte nicht tief und war auch sogleich in eine gewisse Depression umgewandelt, als wir andere Alpinisten über den Ostgrat emporklettern sahen und das mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, dass ich sie wirklich bewunderte.

Doch kehrten wir wieder freudig zurück, aber vom Gedanken, ein Bergseil zu besitzen und solche Touren durchzuführen, kam ich nicht mehr los.

Ich übergab meinem jüngeren Bruder das Sparbuch und er musste mir den Betrag abheben, der nötig war, um mir ein Seil zu erstehen. Der erste Schritt war also getan, aber wie wird sich die

Mutter dazu stellen, das war das zweite Problem. Kurzum wir bewahrten den Besitz eines Seils lange Zeit als unser Geheimnis und übten von Zeit zu Zeit.

Doch allmählich sickerte unser Geheimnis durch und die Mutter war vor volle Tatsachen gestellt. Das Seil konnte man ja nicht wieder ohne Weiteres aus dem Wege schaffen, denn das hätte zu grossen Missmut ausgelöst.

So begann ich eigentlich eine 2. Periode im Alpinismus. Mein Wandern in die Berge bekam schon mehr Sinn und Zweck und im Stillen trainierte ich mich nach Möglichkeit, aber die Gefahren, denen ich mich aussetze, wuchsen auch. Gewiss heute sehe ich es ein, dass ich dem Gebet der geängstigten Mutter und meinem Bergkamerad Erwin, der nur wesentl. älter ist, verdanke, noch unter den Lebenden zu sein.

Durch den Kletterkurs, der vom Alpenverein durchgeführt wurde und bei dem ich mit allem Interesse mitmachte, erhielt ich einen kleinen Einblick in die Technik des Kletterns und Handhabung der Hilfsmittel. Ein weiterer Beitrag zu unserer Bergausbildung gab mir die Hochtour ins Ötztal.

Direkt nach dem Kletterkurs war ich voll begeistert für die Kletterei und ich glaubte, jeden Felsen durchklettern zu müssen. So führte ich auch an einem Sonntag-Nachmittag eine Übungstour durch, wobei ich leider nur allein war. Und wie schon erwähnt ist es nicht mein Können gewesen, dass ich heute noch am Leben bin. Denn eine volle Stunde schwankte ich zwischen Leben und Tod.



Gewiss möchte ich diese Stunde nicht mehr vor mir haben, aber da sie vorbei sind, möchte ich sie auch nicht mehr aus meinem Leben streichen. Denn zum ersten Mal erfuhr ich, was es heisst, um sein leibliches Leben zu ringen. Solche Stunden können uns um Jahre reifen und wir erhalten in gewissen Dingen ganz andere Auffassungen. Dieser Zwischenfall konnte mir die Freude an der Kletterei nicht nehmen, sondern liess mich mehr Vorsicht anwenden und überlegter an die Arbeit gehen. Doch eines wurde mir klar, wenn ich diesen Sport betreiben will, muss ich unbedingt einen

guten Bergkameraden haben. Ich fand ihn in Erwin und wurde durch ihn bis heute nie enttäuscht. Ich bin mir auch bewusst, welchen Dank ich ihm schulde, denn oft warnte er mich vor zu grossen Wagnissen oder sagte mir gerade heraus ab und wenn ich dann einsah, dass ich allein nichts ausrichte, so schickte ich mich eben drein und unterliess es. Auch grossen Dank schulde ich meinem Bergkameraden Stefan, der mich eigentlich bis zu einem gewissen Grad in den Alpinismus einführte. Leider ist er nur wesentlich älter und die Verantwortung gegenüber der Familie verpflichtet ihn, von der direkten Kletterei abzustehen.



Noch einige Male ginge im am Tode vorbei und dadurch wurde mir allmählich die ganze Tragweite der Gefahr bewusst. Ich überlegte mir, wie weit ich meine Kletterei mit der Verantwortung, die ich Gott gegenüber für mein Leben habe, in Einklang bringen kann und wie weit meine Verantwortung gegenüber den Kameraden geht. Auf die erste Frage, Verantwortung gegenüber Gott, bin ich mir heute noch nicht vollkommen entschieden im Klaren und zwar deshalb, weil es schwer ist, den entscheidenden Strich zu ziehen, was ist erlaubt und was ist Spielerei mit dem Leben. Die 2. Überlegung, Verantwortung gegenüber den Kameraden, fiel mir wesentlich leichter. Denn Erwin und ich führten eine freie Aussprache und kamen zu folgender Vereinbarung: Die Zustimmung zu einer Tour gibt jeder ganz freiwillig und überlegt es selber, ob es verantwortlich ist oder nicht. Findet er es nicht für verantwortlich, so gibt er seinem Kameraden ein entschiedenes Nein und das genügt.

Nicht nur in dieser Angelegenheit sind wir Bergkameraden untereinander vollkommen ehrlich. Denn oft helfen wir uns in seelischen Angelegenheiten und das vielleicht ohne es zu spüren. Denn nach gut geglückter Tour, bei der wir durch unser Seil für Stunden wie Ehegatten durch das Band der Ehe zusammengeschlossen sind und nur durch den Tod des anderen Teils getrennt werden können, was bei uns der Riss des Seils bedeutet, öffnet sich das eigene oder das Herz des Kameraden und gegenseitige

Anliegen werden beraten. Dieses kameradschaftliche Zutrauen vertieft unsere Freude zur Kletterei und mehr, und wir finden deshalb unsere volle seelische Befriedigung.

Doch immer stärker interessierten mich die Durchführungen der Rettungen. Es mochte wohl ein Grossteil davon herrühren, dass in diesem Jahr abnormale viele Rettungsunglücke passierten. Aber zudem beabsichtigte der Samariterverein gemeinsam mit dem Alpenverein Rettungsübungen durchzuführen.

Mitten aus einer Zusammenkunft mit dem Samariterverein betreffend Rettungsübung wurden wir zu einer wirklichen Rettung aufgeboten.



Denn der junge Arnold Gassner war am Hahnspiel abgestürzt und zudem waren noch zwei Frauen vermisst. So war der Moment gekommen, da wir unseren Sport in den Dienst des Nächsten stellen mussten. Gewiss war der Fall Arnold Gassner tragisch, wir konnten ihn zwar noch lebend auffinden und zum Abtransport ins Krankenhaus auf die Strasse bringen, aber er verschied vor das Krankenauto eintraf. Aus dieser Rettung habe ich viele Erfahrungen gezogen und mir Verschiedenes zum Grundsatz gemacht.

Denn nachdem wir die Unfallstelle abgesucht hatten, hielt ich es nicht mehr für möglich, dass wir Arnold noch lebend finden würden und doch lebte er noch. Deshalb gibt es für einen Alpinisten nur einen Grundsatz, helfen und entstehen in jeder Lage und erscheint sie noch so hoffnungslos, denn es ist äusserst schwierig bei einem Bergunglück eine Prognose zu stellen. Zudem sind wir Alpinisten Freunde der Taten und ist nicht der Mensch das Edelste aller Geschöpfe, also gibt es für einen Bergsteiger nichts anderes als unter vollem Einsatz und wenn es erforderlich wird, unter Einsatz seines Lebens bei einer Rettung mitzuwirken. Kann sich ein Alpinist zu einer solchen Hilfe nicht bereit finden, so hat er nach meiner Ansicht auch nicht das Recht, Gott um sein Leben zu bitten, wenn er selber in Bergnot ist. Zudem ist es ja eigentlich leicht bei einer Rettung unser Möglichstes zu tun, denn wir tun es ja für unseren Nächsten, also für Gott. Und sollten wir unseren Einsatz mit dem Leben bezahlen, so dürfen wir dem Tode getrost ins Auge

schauen, denn dann haben wir vor Gott unser Möglichstes getan.

Es mag wohl für einen Aussenstehenden vielfach etwas entfremdet wirken, wenn er eine Bergungsmannschaft an der Arbeit sieht. Denn ihre Gesichter oder ihr äusseres Benehmen trägt oft nicht den Charakter von Trauer und Sorge, es macht oft eher den Eindruck, als befänden sich die Leute bei irgendeiner Arbeit und das soll eigentlich auch sein. Wir kommen ja nicht zum Beweinen und Bejammern, sondern um zu helfen und das können wir nur, wenn wir unsere volle Ruhe und eine gewisse Gleichgültigkeit bewahren. Das will aber absolut nicht heissen, dass wir kalt sind und kein seelisches Empfinden haben, im Gegenteil wir empfinden es oft mehr wie andere Menschen, aber wir haben vielleicht einen anderen Gesichtspunkt.

Was geschehen ist, können wir ja nicht mehr rückgängig machen, aber wir haben die Möglichkeit, das Geschehene vielleicht zum Grossteil zu lindern oder gar einem guten Ausgang entgegen zu führen. Aber dazu reicht ja all unsere menschliche Kraft nicht aus, denn die Natur mit ihren Kräften kann unser Mühen zu Schanden machen wie sie will und wann sie will.

So ist es nach meiner Ansicht das Vernünftigste, wenn wir unsere Bergungsarbeit Gott empfehlen und dann haben wir ja keine Ursache mehr uns zu ängstigen und zu trauern. Denn der Unglück kann ja nicht ohne Wissen Gottes geschehen und wir können ja nicht beurteilen, welche Vor- und Nachteile es für die Betroffenen hat.



Noldi Frommelt

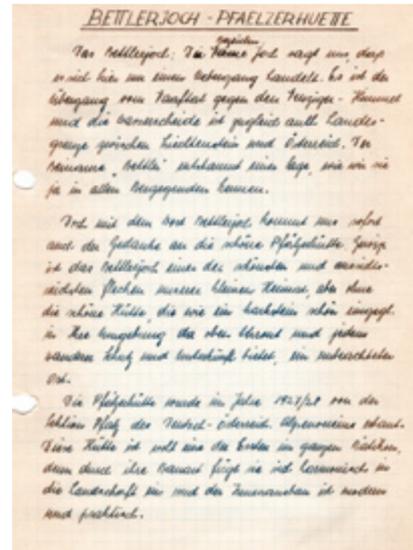
Mein Bericht, den ich hier mit «Alpinist» betitle, könnte ja auch ganz anders heissen, aber das ist ja nicht wesentlich. Denn es ist mehr eine Zusammenfassung meiner Ideen über den Alpinismus, wie ich ihn bis heute kennen lernte. Gewiss meine ganze Freizeit ist in den Bergen verbracht und ich möchte es auch nicht anders. Oft kehre ich von einer Tour mit müden Gliedern nach Hause, aber was ist das einige Stunden Schlaf und jede Müdigkeit ist vorbei. Doch seelisch bin ich ausgeruht und wieder voller Freude und Unternehmungsgeist.

Ist es heute nicht so, dass durch die Arbeitsmethoden sowie viele Vergnügen und auch entarteter Sport die Keuschheit stark vermasselt wird und viele ihr selbstständiges Denken einbüßen. Das reine Gegenteil aber bewirkt der Alpinismus, denn wir sind viel allein und unsere unberührte Umgebung gibt uns die beste Gelegenheit, in uns selber zu gehen und den Sinn und Zweck des Lebens zu überlegen.

Ich hoffe im kommenden Jahr 54 meine Freude an den Bergen noch zu vertiefen und sinnvoller zu gestalten. Möge mir auch Gott bei der Durchführung von Klettertouren einen schützenden und mahnenden Engel zur Seite stellen.

Bettlerjoch – Pfälzerhütte

Das Bettlerjoch: Die Bezeichnung Joch sagt uns, dass es sich hier um einen Übergang handelt. Es ist der Übergang vom Naaftal gegen den Nenzinger-Himmel und die Wasserscheide ist zugleich auch Landesgrenze zwischen Liechtenstein und Österreich. Der Beinamen «Bettler» entstammt einer Sage, wie wir sie ja in allen Berggegenden kennen.



Seite aus Noldis Tourenbuch 1953

Doch mit dem Wort Bettlerjoch kommt uns sofort auch der Gedanke an die schöne Pfälzerhütte. Gewiss ist das Bettlerjoch einer der schönsten und aussichtsreichsten Flecken unserer kleinen Heimat, aber ohne die schöne Hütte, die wie ein Karkstein schön eingegliedert in ihre Umgebung da oben thront und jedem Wanderer Schutz und Unterkunft bietet, ein unbeachteter Ort.

Die Pfälzerhütte wurde im Jahre 1927/1928 von der Sektion Pfalz des Deutsch-Österreich. Alpenvereins erbaut. Diese Hütte ist wohl eine der Ersten im ganzen Rätikon, denn durch ihre Bauart fügt sie sich harmonisch in die Landschaft ein und der Innenausbau ist modern und praktisch.



Neuschnee auf der Pfälzerhütte am 11. Juli 1953

Der erste Wirt auf der Pfälzerhütte war Hermann Ospelt, heutiger Geometer aus Vaduz. Dann übernahm Jäger Nägele aus Triesenberg die Bewirtung der Hütte. Da in den Kriegsjahren der Grenzverkehr eingestellt wurde, war auch die Bewirtschaftung der Hütte lahmgelegt. In dieser Zeit hat die eigentlich noch neue Hütte sehr schweren Schaden gelitten. Denn schon der Stein, der zum Mauerwerk verwendet wurde, feuchtet und verschiedene andere Mängel liessen ziemlich Feuchtigkeit eindringen. Wäre die Hütte bewirtschaftet gewesen, hätte sich unwillkürlich eine gute Lüftung ergeben und die eingedrungene Feuchtigkeit wäre wieder nach aussen abgegeben worden, aber so verfiel eben das Gebälk über dem Kellergeschoss zum Teil ganz und andere Stellen teilweise der Verfallung.

Nach dem Zusammenbruch des III. Reiches haben die Besatzungstruppen (Marokkaner) mit ihren Maschinenpistolen die Schlosse geöffnet und sind in die Hütte eingedrungen. Noch heute sind am Kachelofen in der Gaststube die Kugelschläge ersichtlich. Da nun die Türen im Inneren offen standen, gab es solche auf beiden Seiten der Grenzen, die das Inventar als Allgemeingut betrachteten und sich's auch zu Nutzen machten.



Noldi in der Pfälzerhütte-Küche

Grosser Rat

Der am 27. Oktober 1949 im Löwen Vaduz gegründete Liechtensteinische Alpenverein kaufte die Hütte am 24. April 1950 zum Preis von Fr. 8.400.- Die Sympathie für die Hütte war im ganzen Land gross. So wurde die Hütte durch zahlreiche, freiwillige Arbeitsstunden in den heutigen Zustand gesetzt. Diese Zeit wird allen, die sich an dieser Renovation beteiligten, eine unvergessliche Erinnerung bleiben. Nicht nur materiell begründet sich unser ganzes Bestehen auf der Pfälzerhütte, sondern fast sämtliche Kameradschaften unserer Mitglieder haben ihre Wiege auf der Pfälzerhütte. Gewiss kostet es heute noch viel Mühe und materielle Opfer, die Hütte zu erhalten und nicht mehr in ihren alten Zustand zurückfallen zu lassen. Aber gerade daran wird sich unser Verein stärken und erhält ihn lebensfähig.



Vor der Pfälzerhütte (l.: Franz Frick, Hüttenwirt, 3. v. l.: Rudl Lingg, r: Stefan Wachter)

Viele, die sich nicht manuell an der Renovation beteiligten konnten, haben ihr Interesse an der Hütte durch finanzielle Unterstützung gezeigt.

Heute ist wieder eine Stimmung, denn die Pfälzer wollen wieder Hüttenstimmungsrecht. Bis heute haben die Mitglieder der Sektion Pfalz die gleichen Hüttenbedingungen wie unsere Mitglieder. Damit sind wir den Bebauern der Hütte sicher entgegengekommen und haben unsere Auslandspflicht getan. Doch würden wir den Pfälzern das Mitbestimmungsrecht geben, so wäre das unser Untergang. Denn wir sind zwei Vereine, die in Bezug auf Mitgliederzahl und finanzielle Kraft nicht verglichen werden können. Somit ist nur zu hoffen, dass die Generalversammlung den Antrag der Pfälzer ablehnt.

Einweihung der Rettungsmannschaft und des Materials

Der Weihetag der Rettungsmannschaft und deren Material wird jedem Mitglied eine unvergessliche Erinnerung sein. Un-

sere Mannschaft, teils wegen Hochw. Herr Bamert, hat sich alle Mühe gegeben, diese Feier einfach, aber auch eindrucksvoll zu gestalten. Es mag auch für ihn eine gewisse Befriedigung gewesen sein, denn fast die ganze Mannschaft ging am Morgen zur Beichte und empfing dann das Sakrament des Altars.



Kletterübung (2. v. r.: Noldi)

Leider habe ich beim Klettern am ersten Schmalzbettler meinen linken Fuss vertreten. Denn ich musste beim Durchklettern des Überganges die ganze Höhe abspringen und landete unglücklich auf einem Bein. So kam es, dass ich die vorbereitete Rettungsübung nicht zu meiner vollen Zufriedenheit ausführen konnte. Denn hinten im Bartümeljoch habe ich eine Felswand von ca. 40 m Höhe für den Abtransport eines Verwundeten vorgesehen. Da ich eben durch meinen verwundeten Fuss behindert war, konnte ich mich beim Abseilen nicht direkt beteiligen.

So waren es nur meine Kletterkollegen Noldi, dem das Frühlingstraining gut anzumerken ist, und Bruno Hoop, die es wagten, diese imposante, überhängende Wand abzuseilen und ihre Freude ob dieser Leistung war nicht gering. So werden wir in Zukunft versuchen durch wiederholte Übungen die Leistungen zu steigern, um die auf uns gesetzten Hoffnungen im Vorfall einlösen zu können.

An dieser Übung konnten sich sämtliche Mitglieder ausser Josef Hoop beteiligen und zeigten im Allgemeinen reges Interesse.



Errichtung des Pfälzerhüttenkreuzes, 1953



Einweihung des Kreuzes mit Prinz Emanuel



Heimweg von einer Rettungsübung (oben: l.: Noldi, 3. v. l.: Johanna Frommelt, 4. v. l.: Theres Frommelt (später Banzer), 5. v. l.: Maria Jehle, r.: Stefan Wachter; unten Mitte: Resi Frommelt)



Rettungsübung (2. v. l.: Theres Frommelt (später Banzer), 3. v. l. evtl. Pfarrer Bamert, r.: Frater Aribert)



Freiwillige bei der Hüttenrenovation, 1953



Rettungsübung Buchser-Malbun, 1952 (2. v. l.: Noldi)



Lawinenübung im Valorsch (2. v. l.: Noldi)



Noldi Frick und Noldi Frommelt, 1954



Vor der Pfälzerhütte im November 1953 (Stefan Wachter, unbekannt, Erwin Elkuch, Noldi Frommelt)



Schmalzbettler (r.: Noldi)



Noldi bei einer Rettungsübung für einen Verwundeten-Transport mit Holz-Rollen-Bremsen

Ich sah, wie er herabstürzte



Interview mit Ruth Bargetze, 79, ehem. tätig in der Zimmerei Bargetze und bei der Familienhilfe Liechtenstein – über Manfred Beck, aus Triesenberg, geb. 1944 und tödlich verunglückt 1963 im Naaftal

Faszination Klettern

Mein Vater war ein Berggänger und nahm mich immer mit auf Bergtouren. Das Klettern faszinierte mich völlig. Ich las «Die weisse Spinne» von Heinrich Harrer über die Geschichte der Eiger-Nordwand mindestens drei Mal.



Franz, Ruth, Zita, Marina und Richard Banzer auf Tuass

Schon als Kind war ich viel in Triesenberg. Meine Mama ist eine Bärgerin und mein Götti, dr Rietli Franz, nahm mich oft mit hinauf. Er sagte dann: «Was wit jätz gi Trisa ab i äns Loch.» Das blüete er mir schon als Kind ein. Später arbeitete ich dann als Familienhelferin in Triesenberg. Ich wurde dort sofort angenommen und kenne mich fast besser aus als hier in Triesen. Der Triesenberg ist für mich schon wie eine zweite Heimat.

Als junge Frau ging ich gerne allein in die Berge und war oft am letzten Zacken unterwegs. Mehr als einmal dachte ich, dass ich es nicht mehr heil hinunterschaffen würde. Ich ging wirklich oft ans Limit. Es gab damals kaum andere Frauen, die kletterten, so dass ich meistens mit Männern oder allein unterwegs war. Ich brauchte das Abenteuer.

Berge bedeuten für mich Freiheit. Wenn ich auf dem Rappenstein oben war und herunterschaute, dachte ich oft, dass die da unten schon keine Ahnung haben, wie schön es in den Bergen ist.

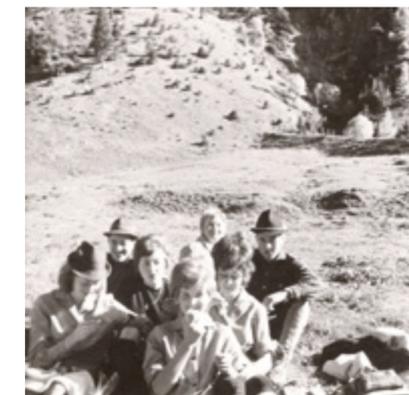
Unfall im Naaftal

Als die Bürger den Berg- und Kletterclub gründeten, ging ich auch dazu. Bei einer Bergtour auf den Naafkopf war ich mit Josef Gassner, den man «Pfudi» nannte, Herbert Schädler, Manfred Beck und Otto Lampert unterwegs. Wir waren damals alle etwa 19 oder 20 und ich war die einzige Frau. Wir übernachteten auf der Pfälzerhütte und ich rannte gegen Abend noch schnell auf den Naafkopf hinauf. Als ich zurückkam, sagten sie mir, dass ich irgendwann herunterfallen würde, wenn ich so weitermache – und sie hatten recht.

Am nächsten Tag kletterten wir vom Naaftal über einen Kamin hinauf auf eine grosse Geröllhalde, von wo aus es über eine Wand weiter hinaufging. Die anderen sagten zu mir und Manfred, wir sollen unten warten und sie würden uns später

mit dem Seil hinaufziehen. Manfred wollte aber dann doch nicht warten und begann, mit blossen Händen und ohne Haken hinaufzuklettern. Es war September und sehr kalt. Ich wartete unten und mir war sehr komisch zumute, denn er war ja nur bei mir angeseilt. Ich konnte kaum hinaufschauen und hoffte, dass ihm nichts passieren würde. Auf einmal rief er, dass er seine Finger nicht mehr spüre und sich nicht mehr festhalten könne. Kurz darauf fiel er über mir hinunter. Ich sah, wie er herabstürzte und hielt das Seil fest. Ich rutschte dann hinter ihm auf dem Bauch über die Geröllfläche immer weiter hinunter. Meine Hände und mein Gesicht waren schon aufgeschürft und er zog mich immer weiter. Ich war überzeugt, dass ich mit ihm hinunterstürzen würde und schloss ab mit dem Leben. Ich überlegte noch, was meine Eltern sagen würden, wenn ich nicht mehr heimkäme. Sie hatten mir so oft gesagt, dass ich nicht klettern gehen solle. Dann fiel Manfred über die Wand hinunter, an der wir alle zusammen heraufgeklettert waren. Ich konnte gerade noch das Seil loslassen und den Karabiner aufmachen. Das war nur möglich, weil es kein Sicherheitskarabiner war, sonst wäre ich auch mit abgestürzt. Dann schrie ich nur noch.

Meine Kollegen oben an der Wand seilten sich sofort ab und auch die Leute von der Pfälzerhütte kamen. Sie gingen dann hinunter zu Manfred und auch ich sah ihn, als er unten lag. Es war ein Horroranblick. Ich wünschte, ich hätte nicht hingeschaut. Sie legten Manfred auf eine Bahre und boten mir an, mich auch zu tragen. Ich hatte einen Schock und wollte das nicht. Sie begleiteten mich hinaus ins Tal und brachten mich ins Spital. Dort wollte ich aber nicht bleiben, ich wollte nach Hause. Sie verbanden mich, weil ich überall Schürfungen hatte. Auch im Gesicht hatte ich eine Wunde, aber sie blutete nicht. Es war, als ob alles in mir erstarrt wäre.



Im Valünatal mit dem Berg- und Kletterclub Triesenberg

Meine Eltern liefen an jenem Tag mit meiner kleinen Schwester in den Triesenberg. Dort sagte man ihnen, dass ich und Manfred im Naaftal verunglückt seien – dass Manfred tot sei und man nicht

wisse, wie es mir ginge. Sie hatten einen riesigen Schock.

Nach dem Unfall legte ich mich hin und konnte weder reden noch weinen. Erst als jemand kam und mich dazu befragen wollte, begann ich zu weinen. Ich weinte und weinte. Meine Eltern holten Doktor Alban Vogt und er gab mir Medikamente, damit ich ein paar Stunden lang vergessen konnte. Ich weiss nicht, wie ich es sonst verkraftet hätte.

Lange Zeit konnte ich nicht mehr auf Bergwegen laufen. Geschweige denn klettern. Ich hatte panische Angst. Ich schlief wieder bei meinen Eltern und wachte in der Nacht schreiend auf. Ich war immer am Abstürzen.



Grittli Beck, Hedi Eberle, Frida Schädler, Marili Lampert und Ruth Banzer vom Berg- und Kletterclub Triesenberg

An der Beerdigung

Der Unfall passierte an einem Bettag. An Manfreds Beerdigung in Triesenberg sagte der Pfarrer, man hätte an einem Bettag nicht klettern gehen sollen, sondern in die Kirche zum Beten – und wenn man stattdessen etwas unternähme, können halt solche Sachen passieren.

An der Beerdigung traf ich Walter Beck aus Schaan, den ich vom Alpenverein kannte. Er meinte, so etwas wäre mit ihm nie passiert und fragte, warum ich nicht mit ihnen klettern gegangen sei. Walter war damals schon in seinen 40ern und damit um einiges älter als ich. Er hatte viel Erfahrung und war immer sehr vorsichtig. Eine Woche danach ging er in die Schweiz klettern und lieh sich dafür noch ein Seil bei meinen Kollegen aus. Ich sagte zu ihm, er könne doch jetzt nicht schon wieder klettern gehen. Er aber meinte, das Leben ginge weiter und wenn jemand einen Autounfall hätte, führe man ja auch weiter Auto. Ich erinnere mich noch, als man mich an jenem Sonntag anrief und mir sagte, dass Walter tödlich verunglückt war. Ich zitterte nur noch und konnte es nicht glauben. Wir fuhren dann sofort nach Schaan hinunter zu seiner Frau. Ich habe das Bild heute noch vor mir, wie er dort aufgebahrt war. Ich fragte mich, warum ich das alles erleben musste.



«Auf einmal rief er, dass er seine Finger nicht mehr spüre und sich nicht mehr festhalten könne. Kurz darauf fiel er über mir hinunter. Ich sah, wie er herabstürzte und hielt das Seil fest.»

Ruth Bargetze

Als Manfred und Walter starben, war ich 19. Mit 21 heiratete ich und danach, 1966, kam gleich mein erster Sohn Ivan zur Welt. Ich verblutete fast, aber überlebte zum Erstaunen der Ärzte dann doch. 1967 wurde Edgar geboren und 1969 Oliver. Meine Buben gaben mir sehr viel Kraft, sie waren meine Rettung. Sie forderten mich auch sehr, ich hatte gar keine Zeit zum Nachdenken. Auch die Medikamente halfen mir und mein Mann Reinold unterstützte mich immer sehr. Wenn ich nicht so ein Mann gehabt hätte, wäre es nicht gegangen. Er war acht Jahre älter und stand mir immer bei.



Hochzeit Ruth Banzer & Reinold Bargetze

Messerattacke

Als ich 24 war, wollte mich ein psychisch gestörter Mann mit einem Messer umbringen. Ich kannte ihn gut, da ich schon mit ihm im Kindergarten gewesen war und er später bei uns in der Zimmerei gearbeitet hatte. Man wusste, dass er psychisch gestört war und ich musste ihm Medikamente geben, weil er schon öfters hatte Leute umbringen wollen. Eines Tages kam er herein und stach mir mit einem langen Messer von hinten in den Rücken. Es war alles voller Blut. Danach wachte er aus seinem Wahn aus und sagte mir, ich solle zu den Nachbarn gehen. Ich rannte hinaus und schrie um Hilfe. Die Nachbarn holten Doktor Vogt, der einen Krankenwagen rief. Im Krankenwagen sprachen sie über mich. Sie sagten, dass ich es nicht bis nach Walenstadt schaffen würde, weil ich zu viel Blut verloren hätte. Da schloss ich zum dritten Mal mit dem Leben ab. Mein Vater und mein Mann warteten dann in Walenstadt und ich sagte noch zu meinem Mann, er solle meine drei Buben gut erziehen. Obwohl niemand daran glaubte, überlebte ich auch die Messerattacke. Die Ärzte meinten, es sei ein Wunder.

Danach hatte ich am Wochenende immer Panikattacken. Ich bekam Herzrasen und hatte das Gefühl zu ersticken. Das war auch für meinen Mann nicht einfach. Deshalb musste ich zum Psychiater und der bat mich, meine Erlebnisse aufzuschreiben. Als ich ihm auch vom Absturz erzählte, konnte er kaum glauben, was ich in meinem Alter schon alles erlebt hatte. Nach der Attacke bekam ich eine Familienhilfe und musste für meine Buben einfach wieder funktionieren. Ich war damals noch sehr jung, ich war sehr positiv und ich war sportlich. Ich dachte, dass ich das überstehen würde, da ich ja schon den Unfall von Manfred und die Geburt der Kinder überstanden hatte. Ich wollte für meine drei Buben kämpfen und für sie da sein.

Nach der Messerattacke brachte man den Angreifer ins Waldhüsle, aber sie liessen ihn einige Zeit später wieder frei. Ich hätte nicht mehr hier leben können im Wissen, dass er frei herumläuft. Als mich Doktor Vogt anrief und mir sagte, ich müsse mir keine Sorge mehr machen, diesen Mann noch einmal zu sehen, wusste ich, dass er tot war. Er hatte sich in der Säge aufgehängt. Er war verheiratet gewesen und hatte vier Kinder. Ich weiss nicht, was ich nach diesem Erlebnis ohne den Doktor getan hätte. Er hatte mich schon nach dem Unfall aus dem Loch herausgeholt.

Die Kinder und die Liebe

Mit meinen drei Buben ging ich später wieder oft in die Berge und natürlich auch auf Tuass, wo wir ein Ferienhäuschen haben. Sie wollten auch klettern und manchmal hatte ich schon ziemliche Panik, aber was will man machen. Mein Mann war nicht so sportlich und sagte mir immer, er würde die Bergrettung rufen, wenn ich nicht zum vereinbarten Zeitpunkt zu Hause sei. Einmal an einem Sonntag war ich auf dem Wang und es war sehr eisig, da schaffte ich es nur noch knapp rechtzeitig nach Hause. Um ein Haar hätte Reinold die Bergrettung gerufen. Er verstand es schon nicht, warum ich weiterhin allein und manchmal sogar mit den Buben in die Berge ging, aber das liess ich mir nicht nehmen.



Ruth bei einem Ausflug mit ihrem Mann

Mein Mann starb viel zu früh. Er war erst 58 Jahre alt. Drei Jahre später ging

ich für einen Monat zu einer Freundin nach Australien, ohne ein Wort Englisch zu sprechen. Ich war damals 53. Sie sagte zu meinem Sohn Ivan, mit mir würde man durchdrehen, weil ich auf jeden Felsen hinaufmusste.

Zwischenzeitlich hatte ich einen neuen Partner aus Biel. Ich lernte ihn in Rom im Kolosseum kennen. Er lud mich dann später zu einer Fahrradtour nach Kärnten ein und so ergab es sich, dass wir zusammenkamen. Er blieb weiterhin in Biel, ich lebte hier in Triesen und wir besuchten uns alle zwei oder drei Wochen. Eines Tages war ich in Oberplanken und spürte, dass etwas passieren würde. Mir war ganz schwer zumute. Als er nicht wie vereinbart anrief, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Sein Bruder rief mich dann an und sagte mir, dass er am Chasseral mit dem Bike tödlich verunglückt war. Irgendwie wusste ich es da schon. Wir waren fünf Jahre zusammen gewesen und hatten eine wunderbare Zeit miteinander gehabt. Danach beschloss ich, dass ich keinen Mann mehr brauche.

Leben im Hier und Jetzt

Derzeit kann ich nicht wandern. Ich habe ein neues Knie und das andere sollte ich operieren lassen. Ich bin aber viel draussen im Garten und habe genug zu tun.

Wenn ich an Manfreds Unfall denke, ist es, als ob es gerade erst passiert wäre. Es ist noch so präsent für mich. So etwas kann man nicht vergessen. Im Naaftal steht jetzt ein Kreuz in Andenken an ihn. Er starb 1963. Für Ernst Bühler und Eugen Gassner, die ich auch kannte, wurden im Naaftal ebenfalls Gedenktafeln angebracht. Sie verunglückten im Winter 2001.

Wenn man solche Dinge erlebt hat, ist man danach viel dankbarer und zufriedener. Ich hadere mit nichts und bin zufrieden und glücklich. Meine Erlebnisse haben mich weitergebracht. Ohne meinen Mann, meine Buben und mein Umfeld hätte ich es aber nicht so gut hingekriegt.

Heute haut mich nichts mehr so schnell um. Ich lebe ganz anders. Wenn etwas passiert, denke ich, dass es halt so ist und dass es irgendwie weitergeht. Was mich nicht umbringt, macht mich stärker. Ich mache keine Pläne mehr. Heute ist heute und was morgen ist, weiss ich nicht. Ich geniesse das Heute und mache das Beste aus dem Tag. Wenn morgen etwas ist, dann mache ich das Beste aus der Situation. Das habe ich gelernt. Ich plane nicht mehr voraus. Ich lebe im Hier und Jetzt.

Titelbild: Manfred Beck, Josef «Pfudi» Gassner und Ruth Banzer (später Bargetze)



Mit dem Berg- und Kletterclub Triesenberg vor der Pfälzerhütte



Ruths Kinder Ivan, Oliver und Edgar vor dem Unfallort



Gedenkfeier für Manfred Beck ein Jahr später im Naaftal



Ruth vor dem Kreuz für Manfred Beck



Berg- und Kletterclub Triesenberg bei der Kreuzlesteckung für Manfred Beck



Ruth Banzer, Otto Lampert, evtl. Josef «Pfudi» Gassner

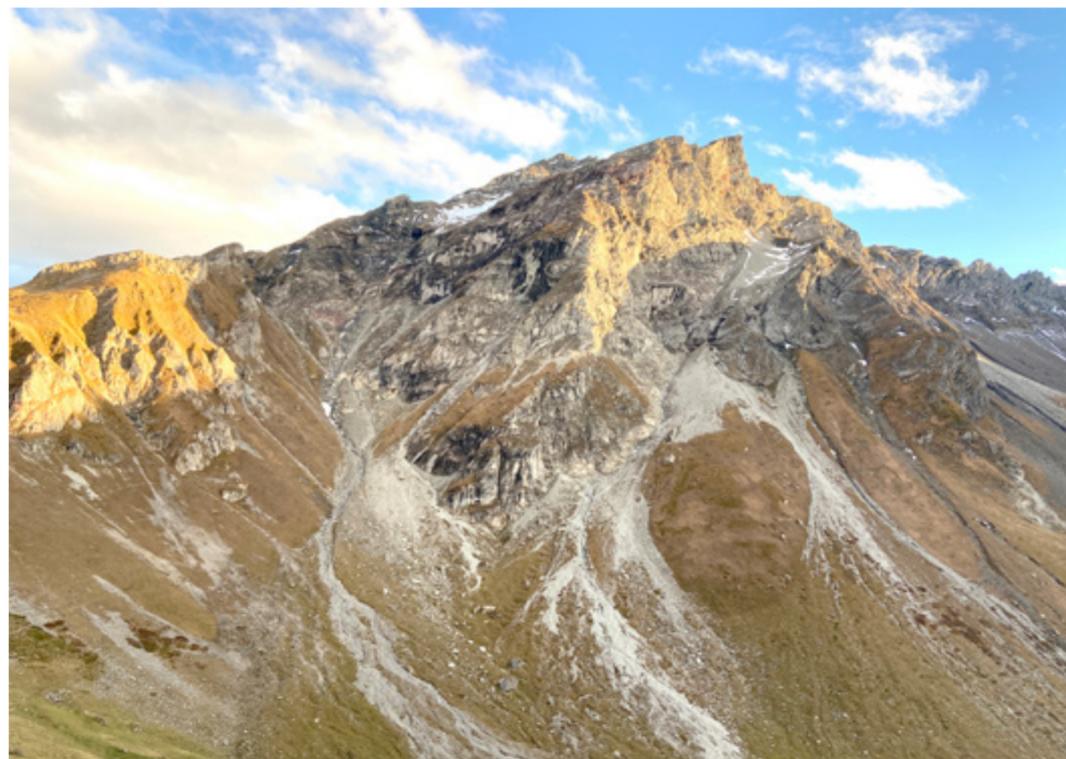


Manfred Beck



Gedenkstätte im Naaftal

Den Gamsspuren nach



Interview mit Christoph Frommelt, 59, aus Schaan, Geschäftsführer Frommelt Holzbau AG und Rettungschef der Bergrettung Liechtenstein 2001 bis 2012

Lütaschüch und vähnärsch

Meine ersten Erinnerungen in den Bergen habe ich an Wanderungen mit meinem Vater. Wir krochen in Gwättern herum, wo andere nicht waren. Heute würde man sagen «lütaschüch und vähnärsch». Man ging in die Berge, um die Berge zu erleben, Ruhe zu finden und Tiere und Blumen zu sehen.

Das Pony auf der Pfälzerhütte

Früher gehörte ja die Pfälzerhütte den Pfälzern. Sie hatten die Hütte gebaut und jahrelang noch ein Vereinslokal dort – also ein Zimmer, das wir nicht anrühren durften, obwohl die Hütte schon dem Alpenverein gehörte. Als Kind war ich sehr beeindruckt davon, dass es sowohl bei der Eingangstür als auch beim Ofen ein Einschussloch gab, weil angeblich Marokkaner von aussen in die Hütte geschossen hatten.

Später sanierten dann mein Papa, Noldi Frommelt und Noldi Frick die Hütte in Fronarbeit. Am Samstag nach der Arbeit um 17 Uhr gingen sie jeweils zu Fuss auf die Pfälzerhütte und bauten sie am Sonntag um. So hatten wir schon als kleine Kinder einen Bezug dazu.

Eine frühe Erinnerung ist auch, dass ich mein Pony im Sommer auf die Pfälzerhütte zum Säumen gab. Damals ging eine Bahn von der Valüna aufs Eck und von dort aus musste man das Material in die Pfälzerhütte bringen. Mein Pony trug den ganzen Sommer lang Material hin und her und damit verdiente ich meinen ersten Sackrapfen. Ich ging manchmal hinauf, um es zu besuchen, aber ich hätte es eigentlich lieber im Tal gehabt.

Das erste grosse Erlebnis auf der Pfälzerhütte war dann mit 15 oder 16. Ich war beim Alpenverein und ging nach der Arbeit mit Heini Gantner noch hinauf. Martin Jehle sagte uns, wenn wir Durst hätten, müssten wir Rotwein mit Citro trinken. So hatten wir an jenem Tag unseren ersten Rausch.

Als ich schon erwachsen war, ging ich einmal in den Steg und wollte eigentlich nur in die Valüna, aber landete auf einmal mit meinem Fahrrad auf der Pfälzerhütte. Johannes Biedermann war grad auch dort und so sassen wir bis morgens um drei oder vier bei Vollmond auf der Terrasse und hatten es einfach lustig und schön.

Auf der Pfälzerhütte gibt es jedes Jahr ein Mostrennen der Bergrettung. Man muss einen Most trinken, mit den Skis unter die unteren Steine hinunterfahren, dann wieder hinaufrennen und der, der zuerst oben ist, gewinnt. Früher gab es auch ein anderes Rennen, das Edelweiss-Derby mit Start auf der Pfälzerhütte. Von dort fuhr man über den Steg und die Sücka ins Edelweiss. Weiter erinnere ich mich, dass am Naafkopf Skitrainings stattfanden.

Erlebnisse bei der Bergrettung

Im Jahr 1954 gründeten mein Vater und Noldi Frommelt zusammen mit anderen die Bergrettung Liechtenstein. So hatte ich von Haus aus schon einen Bezug dazu und seit ich 18 bin, bin ich auch dabei.

Meinen ersten Toten fand ich bei meinem ersten Bergrettungseinsatz. Es war Max Beck aus Schaan. Er war hinter der Valüna beim Jagen abgestürzt. Ich lief als Frischling per Zufall auf ihn zu. Dieses Erlebnis bewegte mich sehr und ich musste lernen, es richtig einzusortieren. Wenn eine Frau ihren Mann oder eine Mutter ihre Kinder nicht zurückbekommt, ist das ein grosses Elend. Ich bin in einer solchen Situation zum Helfen da. Es gibt viele, die das nicht richtig einordnen können und psychische Probleme bekommen. Auch bei mir hat es eine Zeit gedauert, die richtige Schublade zu finden. Mir hilft dabei die Natur. Man muss einen Weg finden, um wieder mit sich ins Reine zu kommen.

Einmal ging eine Mutter mit ihrem Kind im Alpengebiet wandern, stürzte ab und starb. Das Mädchen kam dann irgendwann wieder zurück in die Gesellschaft und alarmierte die Bergrettung. Wir suchten die Mutter und fanden sie schliesslich an einem steilen Hang. Die zehn- oder elfjährige Tochter hatte sie auf Tannenkresse gebettet und aufgebaut. Da fragt man sich, was passiert ist und was dieses Mädchen durchgemacht hat. Solche Erlebnisse beeindruckten und bewegen sehr.

Im Jahr 2004 hatten am Efiplankatobel fünf oder sechs Jugendliche eine grosse Party veranstaltet. Einer von ihnen stürzte ab und war sofort tot. Wir gingen ihn holen. Die anderen Jugendlichen waren total verstört. Wir brachten sie in die Turnhalle nach Planken und weil es damals noch kein Kriseninterventionsteam gab, versuchten wir, mit ihnen darüber zu sprechen. Das sind einschneidende Erfahrungen, die einen gewisse Dinge gelassener sehen lassen. Man weiss, was Leben bedeutet. Wir sind heute sehr hektisch unterwegs und es gibt viel Lärm um Dinge, die eigentlich nicht wichtig sind.

Wenn man eine Person retten kann, die in Not ist und die den nächsten Tag nicht überlebt hätte, sind das schon schöne Erlebnisse. In der Lawena gab es einen Unfall mit einem Fahrradfahrer. Er war von der Lawena hinausgefahren und über ein Bord hinuntergefallen. Als wir in die Lawena hineinfuhren, zündeten wir per Zufall mit einer Taschenlampe hinten und das Fahrradtäfelchen reflektierte. Wir fanden ihn dann mit seinem Hund 300 bis 400 Meter weiter unten. Wir holten ihn herauf und am nächsten Tag gab es vierzig Zentimeter Neuschnee. Diese Person lebt hier im Land und ich sehe ihn ab und zu. So merkt man, dass es schön ist, wenn man helfen kann und das ist auch die Motivation, warum man es macht. Die Dankbarkeit ist immer sehr gross.

Verantwortung als Rettungschef

Ich war elf Jahre lang Bergrettungschef. Als solcher muss man entscheiden, wann man Leute in die Berge schickt, um eine Person zu retten, die selber ein Risiko eingegangen ist. Man schickt dann Leute, die selber Väter oder Mütter sind, in eine Gefahr und es braucht manchmal den Mut, nein zu sagen.

Ich erinnere mich an einen Einsatz in Malbun. Ein Mann war in eine Lawine geraten und nach meiner Einschätzung wurde die Situation für uns sehr gefährlich. Ich brach den Einsatz ab, weil ich es nicht mehr verantworten konnte. Ich flog dann im Helikopter zurück und musste seiner Frau sagen, dass wir die Suche an jenem Tag einstellen und am nächsten Tag weitersuchen würden. Das sind keine einfachen Gespräche. Ich hatte aber grosses Glück, denn in jenem Moment funkten sie mir, dass sie ihn gefunden hätten. In solchen Situationen müssen wir diejenigen schützen, die wir noch haben und nicht diejenigen, die schon weg sind.

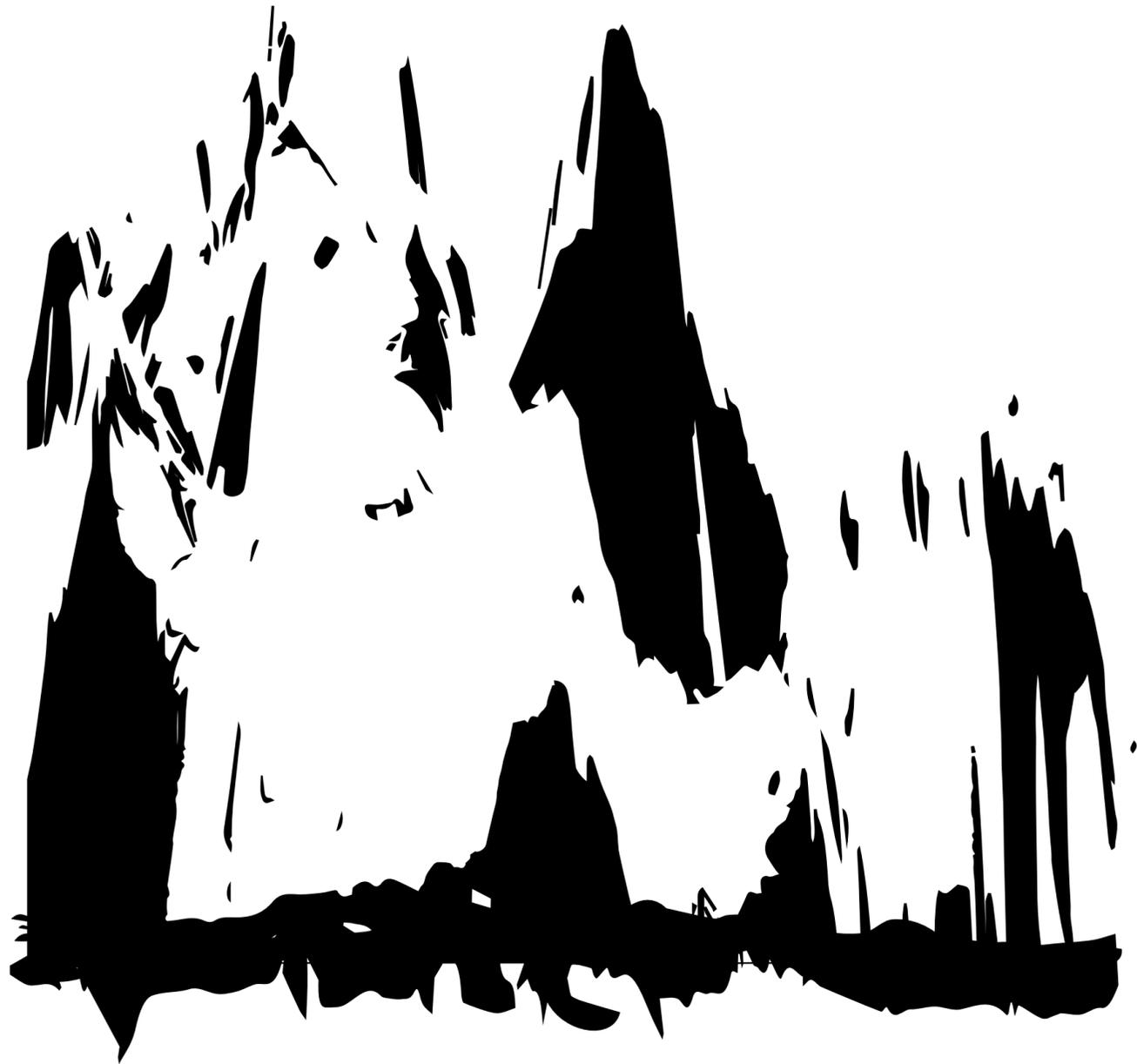
Opfer und Helfer

Für mich persönlich war Marcel Mayers Tod bei einer Bergrettungs-Skitour eines der schlimmsten Erlebnisse. Ich fuhr voraus und irgendwann waren alle da ausser Marcel. Niemand wusste, was passiert war. Wie später klar wurde, hatte er beim Befahren des Hangs eine Lawine ausgelöst und war beim Wegfahren kopfüber hinter einen Stein in den Schnee gefallen. Dort blieb er stecken und wurde von der Lawine überschüttet. Wir gruben ihn relativ schnell aus, reanimierten ihn und anschliessend wurde er mit der Rega ins Spital geflogen. Dort starb er zwei oder drei Tage später. Wir versuchten damals, es miteinander zu verarbeiten. So etwas nagt an einem und man braucht Zeit. Das sind Belastungen, die man nicht so einfach wegsteckt.

Ich war auch bei einem Unfall mit einem Jeep in der Nähe der Pfälzerhütte dabei. Johannes Biedermann fuhr und sein Bruder, ich und zwei andere waren mit im Auto. Der Jeep fiel übers Bord und als wir unten ankamen, waren Johannes und sein Bruder bewusstlos und die zwei anderen nicht mehr im Jeep. Ich stieg aus und suchte sie. Ich wurde von einer Sekunde auf die andere vom Opfer zum Retter. In solchen Situationen muss man sich wahnsinnig fokussieren und sich zusammennehmen, damit man als Retter noch funktionieren kann. Ich brachte Johannes und seinen Bruder zurück zur Pfälzerhütte und suchte mit den Leuten, die noch dort waren, die anderen Personen. Sie waren aus dem Auto geschleudert worden und beide tot. Ich stellte mich damals zur Verfügung, um mit der Frau und den Kindern zu sprechen. Das ist natürlich nichts Schönes, weil man zu einer Familie gehen muss, der plötzlich der Vater und der Sohn fehlt.

«Als Rettungschef muss man entscheiden, wann man Leute in die Berge schickt, um eine Person zu retten, die selber ein Risiko eingegangen ist.»

Christoph Frommelt



Mit Angehörigen zu reden kann aber auch helfen, weil sie dankbar sind, dass sie von denjenigen Leuten, die vor Ort waren, erfahren, was passiert ist und wie es ihren Familienmitgliedern ergangen ist.

Etwas zurückgeben

Ich finde, man sollte der Gesellschaft etwas zurückgeben. Wenn wir alles nur noch für Geld machen, ist unsere Gesellschaft tot. Bei der Bergrettung arbeiten wir alle praktisch ehrenamtlich bzw. sind nur für die Einsätze bezahlt. Für mich ist es aber nicht nur ein Zurückgeben, denn ich bekomme auch viel zurück. Wir machen nicht nur Übungen, sondern haben auch viele schöne Erlebnisse miteinander. Das Gesellschaftliche gehört genauso dazu wie das andere auch. Sonst kann ein Verein nicht funktionieren. Ich bin bald der Älteste, aber ich bin einfach gerne dabei.

Was nicht passieren darf, ist, dass diejenigen, die freiwillig etwas tun, an den Pranger gestellt werden. Dagegen müssen wir ankämpfen und uns wehren. Wir hatten einmal einen Einsatz im Efiplan-katobel, bei dem wir eine Frau suchten. Als meine Kollegen sie herunterholten, löste sich ein Stein. Ich stand unten und wehrte den Stein mit der Hand ab. Dabei hängte sich meine Schulter aus. Ich lief zurück und wurde dann von der Polizei verhört. Sie wollten wissen, wie das mit der Schulter passiert sei und waren der Meinung, dass die anderen schuld an meiner Verletzung seien. So etwas geht einfach nicht. Wir gehen freiwillig helfen, nehmen ein gewisses Risiko auf uns und wenn dann ein Stein heruntermfällt, ist das einfach Teil der Natur. Als es mit den Verhören dann weiterging, rief ich den Staatsanwalt an. Zum Glück wurde die Sache sofort eingestellt.

Gefahren in den Bergen

Grundsätzlich wird die Arbeit der Bergrettung wertgeschätzt. Ich hatte nie das Erlebnis, dass jemand auf mich losging oder mich verklagte. Sie waren immer eher dankbar. Es gibt aber schon auch Fälle von Undankbarkeit. Der krasseste Fall, von dem ich gehört habe, war derjenige von polnischen Bergsteigern in Zermatt, die aufs Matterhorn wollten. Obwohl ihnen der Rettungschef abriet, weil es schneien würde, gingen sie los. Der Heli-Pilot erzählte mir später, dass sie die Bergsteiger unter höchstem Risiko geholt und ins Spital gebracht hätten. Diese sagten dann, dass man sie nicht hätte holen müssen und sie es auch selber heruntergeschafft hätten. Die Wertschätzung fehlte völlig. Dies wurde danach medial breitgetreten. Was aber nicht thematisiert wurde, ist, dass sich die Retter, die Frauen und Kinder daheim hatten, in grösste Gefahr begeben hätten. Als Bergrettung sollten wir die Bot-

schaft vermitteln, dass wir Leute nicht um jeden Preis holen gehen.

Die Risiken, unter denen Leute gerettet werden, haben teils unglaubliche Auswüchse angenommen. In Nepal werden Menschen von 8000ern mit dem Heli ausgeflogen. Dabei gibt es ein 20-Prozent-Risiko, dass sie nicht mehr zurückkommen. Das ist einfach zu hoch. Wenn jemand die Entscheidung trifft, in die Natur zu gehen, kann man nicht erwarten, immer gerettet zu werden. Das Handy gibt dabei eine trügerische Sicherheit, weil Leute glauben, dass sie, wenn etwas passiert, einfach telefonieren können und dann gerettet werden. Wenn man auf eine Tour geht mit dem Gefühl, eine Rega-App zu haben, ist das für mich der falsche Weg. Ich gehe in die Natur, um genau das daheim zu lassen.

Viele von uns haben das Sensorium für die Gefahren der Natur verloren. Wenn ich durch die Gegend laufe und irgendein Tier in der Nähe ist, dann sehe ich es nicht unbedingt, aber ich spüre es. Ich bewege mich durchaus auch manchmal im Risikobereich, aber ich glaube, dass ich dadurch, dass ich mich seit der Kindheit viel in der Natur bewegt habe, die Gefahren und Wege besser einschätzen kann. Ausserdem kann ich mich gut orientieren und erkenne Dinge wieder, die ich schon gesehen habe. Das ist vielleicht eine Gabe, aber man kann es auch trainieren. Ich finde mich auch im Ausland gut zurecht und habe schon mal den Weg in Tokio zurück zum Hotel gefunden, obwohl die Reiseleiterin es für unmöglich hielt.

In der Natur zu sein verbinde ich nicht mit Gefahr und auch meine Familie vertraut mir. Wenn ich einmal spät nach Hause komme, bricht keine Panik aus. Meine Frau Wally weiss, dass ich mich bewegen kann und dass ich wiederkomme. Sicher suche ich auch einen gewissen Kitzel, aber dabei geht es mir nicht um möglichst schwierige Routen, sondern um das Erlebnis in der Natur, um das Entdecken und um das auf anderen Wegen durch die Landschaft Gehen. Anstatt auf dem normalen Weg laufe ich zum Beispiel vom Steg aus lieber gerade durch die Wand hinauf auf den Schönberg. Ich muss dabei nicht klettern, sondern laufe den Gamsspuren oder anderen Spuren nach. Wenn man alleine ist und sich auf eine bestimmte Art bewegt, rennen die Gämse nicht davon. Ich bin sicher ein Grenzgänger in Bezug auf die heutigen Vorschriften, weil ich überzeugt bin, dass ich der Natur nichts antue.

Hinter dem Kulm

Die Berge sind für mich ein Ausgleich. Ich komme am Abend manchmal nach Hause und gehe gleich wieder los. Was sich den ganzen Tag aufgeladen hat, muss ich wieder abbauen. Da hilft die Natur extrem. Es gibt aber verschiedene Bereiche der Natur. In Liechtenstein gibt es die

diesseitige Talseite, die für mich noch sehr laut ist und viele Einflüsse hat. Hier haben wir sehr stark in die Natur eingegriffen und das spürt man. Dann gibt es die Talseite im Steg, wo man eine ganz andere Ruhe findet. Mein Vater sagte immer, dass man hinter den Kulm müsse.

In der Natur unterwegs zu sein hilft mir auch in Bezug auf die Firma. Mir ist es z. B. wichtig, dass Produkte entstehen, hinter denen ich stehen kann und die stimmen – und nicht wegen zu viel Druck etwas zu tun, nur damit es erledigt ist. Bevor ich nicht weiss, was ich will und ich dahinter stehen kann, spüre ich den Druck nicht und bin nicht zu bewegen. Es geht darum, die innere Ruhe zu finden und herauszufinden, was für einen wichtig ist. In den Bergen relativiert sich alles ein wenig.

Zu Berg zu gehen heisst für mich, eine Karte anzuschauen und herauszufinden: Wo gibt es Wege? Wo sind Menschen schon hinaufgelaufen? Wie finde ich hinauf? Wie finde ich technische oder eigene Möglichkeiten? Das ist für mich ein Bergsteiger und nicht der, der danach sagen kann «Ich bin ein «strong man», weil ich auf dem Everest war.» und danach vielleicht noch ein Buch darüber schreibt. Die Geheimnisse und Erlebnisse in den Bergen sind für mich – sie sind für meine Seele und nicht für die ganze Welt.

Wir könnten nicht ohne Berge sein



**Interview mit Imelda und Eugen Beck, 70 und 75,
Hüttenwirte Pfälzerhütte 1970 bis 2001**

Eugen Beck

Die Marokkaner

Bei der Eisentüre der Pfälzerhütte gab es Spuren von Schüssen. Sie stammten angeblich von Marokkanern, die im Zweiten Weltkrieg vom Nenzinger Himmel gekommen waren und das Schloss zusammengeschossen hatten. Die Pfälzerhütte war damals wie auch alle anderen Hütten geplündert worden und danach war fast alles kaputt. Nach dem Zweiten Weltkrieg kaufte sie dann der Alpenverein.

Anfänge auf der Pfälzerhütte

Ich bin eigentlich gelernter Schreiner, wollte aber immer wirtin. Als die Pfälzerhütte ausgeschrieben war, bewarb ich mich, aber sie nahmen mich nicht, weil ich erst 21 war. Derjenige, der die Pfälzerhütte übernehmen sollte, sagte dann im letzten Moment ab. Da schon Ende Juli war, riefen sie mich an und fragten, ob ich nicht doch kommen könne und so ging ich 1970 mit grosser Freude auf die Pfälzerhütte.

Als ich oben ankam, hatte ich einen Schock. Die Vorgänger hatten nicht mehr so gut auf die Hütte achtgegeben und sie glich einer Räuberhöhle. Die Wände im Massnlager waren nicht mehr weiss, sondern grau vor Schimmel. Eines der Zimmer war mit Abfall gefüllt. Da fragte ich mich schon, auf was ich mich da eingelassen hatte und dachte, dass ich wohl nicht so lange bleiben würde. Aber dann begann ich mit Aufräumen und Renovieren. Ich täferte die grausigen Wände im Massnlager und später gab es dann auch eine neue Küche. Zuletzt hatten wir eine wunderbare Sache und ich war 32 Sommer lang oben. Es gefiel mir einfach.

Leben auf der Pfälzerhütte

Ein Telefon hatten wir von Anfang an und es funktionierte besser als in der heutigen Zeit. Der Transport der Waren war aber nicht einfach. Wir hatten am Anfang nur eine Materialbahn, die das Material bis etwa einen Kilometer vor die Hütte brachte. Für den restlichen Weg – damals nur ein kleiner Pfad – hatten wir ein Ross. Wir banden die Kisten jeweils auf den Sattel. Nach dem Ross kam ein Einachser und da die Strasse immer breiter wurde, fuhren wir zuletzt mit einem Jeep.

Anfang Saison musste man mit Motorsägen und Schaufeln den Schnee wegschaufeln. Wir gingen jeweils Mitte Juni hinauf und teils hatte es dann noch bis zu 3.90 Meter Schnee. So schaufelten wir, bis wir oben waren. Zuletzt nahmen wir dann einen Bagger, aber lange Zeit machten wir es von Hand.

Man musste das Wasser hüten: Schauen, dass es ja nie ausgeht und dass das Reservoir immer voll ist. Wenn mal die Sonne schien und es leer war, schaffte man es kaum mehr, es zu füllen, weil dann nicht mehr viel Wasser kam: in der Minute ein Liter Wasser oder eineinhalb. Man muss das Wasser ja auf die Pfälzerhütte pumpen, weil der Quell unterhalb ist. Dort gibt es Widder, also Pumpen, die mit Wasserkraft bzw. ohne Strom funktionieren. Zwei Drittel Wasser geht jeweils verloren und ein Drittel wird hinaufgepumpt. Das Wasser kam immer etwa bleistift dick, aber mehr nicht.



Eugen mit Einachser

Übernachtungen gab es am Anfang sehr viele. Viele schliefen auf der Pfälzerhütte und wanderten am Tag darauf wieder hinunter. Die Leute hatten mehr Zeit. Wir hatten teils 120 bis 130 Leute oben und ein paar schliefen sogar auf den Bänken im Restaurant. Das ging mit der Zeit retour. Die Leute übernachteten weniger gerne in Massnlagern.

Wir waren ja die Hüttenwirte und dann gibt es jeweils einen Hüttenwart des Alpenvereins. Da hatten wir immer gute Leute: Ernst Bühler, Johannes Biedermann, Martin Jehle und noch weitere. Die halfen immer wahnsinnig viel.

Die Kinder

Unser zweitjüngstes Kind trugen wir in einer Tragtasche über die Schneefelder hinauf. Es war zwei Wochen alt. Als die Kinder älter waren, mussten sie viel helfen auf der Pfälzerhütte. Das spürt man heute noch und es hat ihnen gutgetan, auch wenn sie sich ab und zu beklagen. Sie sind gut geraten.

Abschied von der Pfälzerhütte

Mir fiel es schon schwer, die Pfälzerhütte aufzugeben. Nach so langer Zeit hat man das Gefühl, sie gehöre einem. Es war eine sehr schöne Zeit. Ich vermisse die Hütte und das ganze Umfeld immer noch.

Wenn ich heute wandern gehe, gehe ich immer hinter's Tunnel und drei oder vier Mal im Jahr auf die Pfälzerhütte. Mir gefällt es einfach in den Bergen. Gefährliche Bergtouren mache ich aber nicht und habe deshalb auch keine Angst um mich. Eher um andere, um die Jungen.

Imelda Beck

Das Wirtin

Ich kam 1974 dazu – vier Jahre nach Eugen. Wir hatten uns in einem Blauring-Lager kennengelernt. Nachdem wir geheiratet hatten, war ich im Sommer immer vier Monate lang auf der Pfälzerhütte. Ich komme eigentlich nicht vom Wirtin. Ich war jung und wuchs einfach hinein. Heute haben sie es aber schon schwerer, deshalb gibt es kaum mehr Leute, die auf einer Hütte wirtin wollen. Man muss es mit Leib und Seele machen, sonst ist man am falschen Ort.

In den vier Monaten arbeiteten wir sehr viel. Ich stand oft um fünf Uhr auf, eine halbe Stunde vor den Gästen, damit ich allein Zmorga essen konnte und meine Ruhe hatte. Am Abend wurde es manchmal elf oder zwölf und am Morgen musste man ja wieder früh auf sein und alles vorbereiten. Wir hatten viele Vereine oben und es war immer so eine Sache mit der Hüttenruhe – manchmal hatte man deswegen schon Sturm mit ihnen. Es gab aber auch immer wieder Tage, an denen nichts los war. Da erledigte man die Dinge, die sonst liegengelassen waren.

Das Angebot an Essen und Getränken war am Anfang noch nicht sonderlich gross. Später machten wir dann Apfelstrudel und Gerstensuppe, was sehr beliebt war. Weil immer mehr Leute kamen, brauchten wir auch immer mehr Ware.



Imelda mit Eugens Schwester vor der Schutzhütte Adler

In manchen Jahren hatten wir zeitweise kein Wasser. Zuerst bekam immer die Gritschner Alp Wasser fürs Väh und dann die Pfälzerhütte. Ohne Wasser ist es wirklich nicht einfach: Man kann nicht abwaschen, man kann nicht aufs WC, man kann nicht kochen, man kann sich die Hände nicht waschen. Das war sehr hart. Man musste dann Wasser hinaufführen und die Nudeln mit Mineralwasser kochen. Ich erlebte das ein paar Mal mit und es waren harte Zeiten. Kein Strom geht, aber kein Wasser ist sehr schwierig. Wir schlossen die Hütte aber nie deswegen, sondern taten immer unser Möglichstes. Man lernte dann, Wasser zu schätzen.

Finanziell lief es soweit gut, aber davon zu leben wäre nicht möglich gewesen. Es waren ja nur vier Monate und es gab gute und schlechte Sommer. Wenn es regnete, hatte man gar keine Einnahmen. Es war schon notwendig, dass Eugen daneben noch arbeitete. Ab dem Zeitpunkt, als er bei der Post anfang, war ich alleine mit den Angestellten und er war in der Freizeit dort. Für ihn war das anstrengend, weil er gleichzeitig den Transport auf die Pfälzerhütte machte. Wir hatten auch sonst gute Leute, die uns vom Transport bis zum Abwaschen mit allem halfen. Auch Angestellte hatten wir gute – nicht immer, aber oft. Irgendwie ging es immer.

Regen, Nebel und Schnee

Bei schönem Wetter hatte es immer Leute. Früher war auch bei schlechtem Wetter mehr los, besonders die deutschen Gäste kamen bei jedem Wetter. Zwei oder drei Mal musste sie Eugen holen, weil es geschneit hatte. Später meldeten sich viele kurzfristig ab, wenn das Wetter nicht passte. Die Leute wurden anders. Man musste schon schauen, dass Lebensmittel nicht kaputt gingen, grad wenn ganze Vereine absagten.

Es gab auch einsame Tage, vor allem bei Nebel. Man sah nichts und niemand kam. Gerade wenn man davor aber viel zu tun gehabt hatte, konnte man die Ruhe umso mehr genießen.

Der Einzige, der jede Woche kam, war der Tāta von Johannes. Er kam jeweils etwa um fünf, blieb eine Weile, ass seine Wurst und ging wieder. Da musste es wirklich ganz grausig sein, dass er nicht kam und wir warteten auch auf ihn. Das muss den Biedermännern im Blut sein, dass die so viel zu Berg gehen.

1998 waren wir 14 Tage lang eingeschneit. Da kam niemand bis auf Johannes Biedermann und noch zwei.

Nebenbei vier Kinder

Wir hatten ja nebenbei auch noch vier Kinder. Der Älteste wurde an Allerheiligen geboren, das war 1974. Wir waren ziemlich lange auf der Pfälzerhütte in jenem Jahr. Es schneite schon und ich hatte ein wenig Angst, dass es losgehen könnte. Sobald es möglich war, stapften wir sofort durch den Schnee hinaus.

Vor der Geburt unseres Zweitjüngsten ging Eugen ohne mich auf die Pfälzerhütte. Ich musste warten, bis das Kind auf die Welt kam. Damals gab es viel Schnee und weil Eugen das Brot vergessen hatte, wurde es mit dem Helikopter hinauftransportiert. Der Pilot bot mir an, mitzufiegen und sagte, er würde mich nach Grabs fliegen, falls es losginge. So brachten wir das Brot hinauf. Das war 1978.

Als die Kinder dann im Schulalter waren, mussten sie jeweils schon Mitte August in die Schule, während wir noch

bis Mitte Oktober auf der Pfälzerhütte waren. Sie blieben dann bei der Ahna und am Wochenende kamen sie helfen, was sie nicht immer sehr gerne taten. Das erzählen sie heute noch. Aber sie machten es und lernten auch etwas dabei. Die Mädchen verbrachten später beide einen Sommer oben und darüber waren wir sehr froh.



Imelda und Eugens vier Kinder wuchsen teils auf der Pfälzerhütte auf

Prägende Erlebnisse

Eugen troolte mal mit dem Haflinger ein Stück hinunter, aber es war nicht so schlimm. Er verletzte sich die Schulter und seinem Mitfahrer passierte auch nicht viel.

Prägend waren für uns die tödlichen Unfälle. Es waren teils gute, bekannte Leute, die viel bei uns gewesen waren. Magnus Biedermann, der Bruder von Johannes, verunglückte auf dem Schwarzhorn. Er war viel auf der Pfälzerhütte gewesen und hatte viel geholfen. Eigentlich die ganz Biedermann-Familie war oft oben: Magnus, Hugo, Johannes. Sie halfen uns immer, wenn etwas war. Ernst Bühler, der Hüttenwart, kam unter eine Lawine und fehlte uns danach auch sehr. Es gab auch noch das Meiti, Cordula, vom Alpenverein. Das Schlimmste, was wir erlebten, war der schwere Unfall 1997, bei dem Bruno Büchel und sein Sohn Michael starben. Es hatte ein schönes Fest gegeben, wir hatten gesungen und uns verabschiedet. Leider verunglückten sie auf dem Weg ins Tal. Es gibt Momente, in denen einem alles wieder einfällt, gerade auch wenn man Fotos anschaut, aber das Leben ist und geht weiter.

Es gab aber auch viele schöne Erlebnisse, zum Beispiel als wir das 25. Jubiläum feierten. Einer kam drei Mal retour und bedankte sich für den Apfelstrudel. Er kehrte immer wieder um. Wir hatten auch viele schöne Abende mit den Vollmondleuten. Das war eine Wandergruppe, bei der Johannes auch dabei war. Da wurde es manchmal spät. Mit der Zeit

kannten wir viele Leute und sehr gute Leute. Ansonsten war die Ruhe schön, wenn man alleine war: am Morgen, wenn die Sonne kam, aber auch am Abend.

Ich sah einmal ein Wolf, was mir aber niemand glaubte. Es gab auch Füchse, die teils sehr nahe kamen, gerade wenn man Essensreste wegwarf. Ganz am Anfang wurde auch noch gewildelet, da sah man am Morgen früh manchmal jemanden über die Grenze gehen. Es gäbe ein dickes Buch, wenn wir alles erzählen würden, aber wir behalten es für uns.

Aufhören nach 32 Sommern

In den ersten Jahren hatten noch viele Leute geholfen, aber das liess mit der Zeit nach. Wenn man immer wieder Leute suchen muss, verleidet es einem irgendwann. Es gab Sonntage, an denen man vier bis fünf Leute brauchte und andere, an denen zwei schon zu viel waren. Einmal an einem Sonntag war es dann zu viel für mich. Als Eugen kam, sagte ich ihm, dass ich es noch ein Jahr machen würde und das Jahr darauf nicht mehr. Es reichte dann auch. 32 Sommer waren grad richtig. Man muss aufhören, wenn es am schönsten ist.

Damals hatten wir keine Zeit zum Wandern. Wir hätten zwar gerne andere Hütten besucht, aber wir schlossen ja immer, wenn alle anderen auch schlossen. Erst nach der Zeit auf der Pfälzerhütte gingen wir viel in die Berge und machen das bis heute. Wir gehen aber nur auf Wanderwegen und fordern es nicht heraus. Am liebsten gehen wir auf Hütten, wo es etwas zu essen und zu trinken gibt. Wenn man selbst auf einer Hütte gewirtet hat, ist es interessant, andere besuchen zu gehen und zu schauen, wie sie es machen.

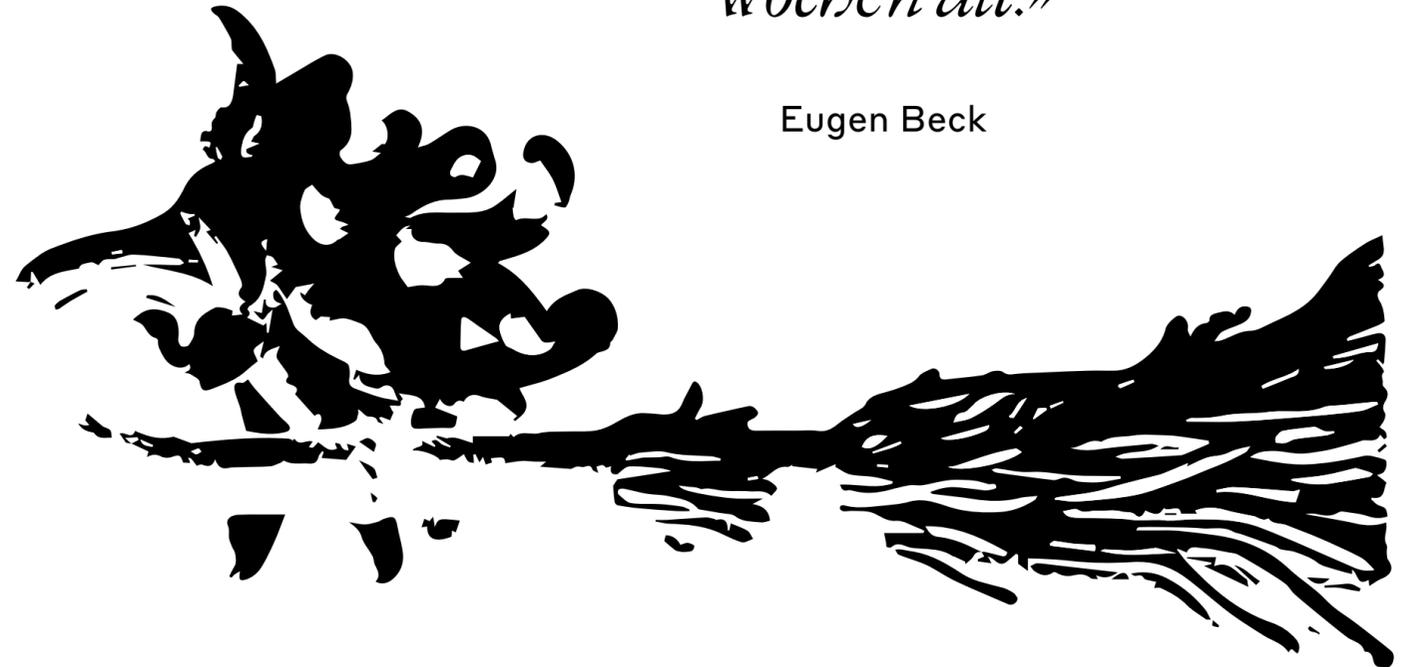
Die Berge haben wir schon gern. Ich glaube, wir könnten nicht ohne sein.



Pfälzerhütte

«Unser zweitjüngstes Kind trugen wir in einer Tragtasche über die Schneefelder auf die Pfälzerhütte hinauf. Es war zwei Wochen alt.»

Eugen Beck



«In manchen Jahren hatten wir zeitweise kein Wasser. Das war sehr hart. Man musste dann Wasser hinaufführen und die Nudeln mit Mineralwasser kochen.»

Imelda Beck

Ich habe ihn dem Himmel abgegeben



Interview mit Lore Mayer, 78, bis 2015 tätig bei der Internationalen Akademie für Philosophie im Fürstentum Liechtenstein – über ihren Sohn Marcel Mayer, aus Mauren, geb. 1974 und tödlich verunglückt 2007 auf Grialetsch bei Davos

Mit dem Motorrad auf Gafadura

Meine Mama Laura war eine Bergsteigerin. Mein Tati weniger. Mama war eine 1913erin und stammte aus Feldkirch. Sie machte schon in den 1930er-Jahren Klettertouren. Ich bewunderte sie immer dafür, dass sie neben ihrer Arbeit in einem Hotel Zeit dafür fand. Das beweist, dass es gut ist, Pläne zu haben und diese umzusetzen.

Mein Mann war in seiner Jugendzeit auch ein Berggänger. Meine Familie weniger. Mein Vater war Senn und musste täglich, auch am Sonntag, arbeiten. Ferien gab es nicht. Deshalb hatte man nur am Sonntagnachmittag Zeit. Einmal pro Jahr ging er mit uns mit dem Motorrad auf Gafadura. Die ältere Schwester sass hinten und ich vorne auf dem Benzintank. Das war herrlich.

Bergrettung als zweite Familie

Mein Sohn Marcel war schon relativ früh in den Bergen unterwegs und ging mit etwa 18 Jahren zur Bergrettung. Die Bergrettung wurde zu seiner zweiten Familie. Das war einfach der Kreis, in dem er sich bewegte. Er hatte dort seine Kollegen und Kolleginnen und seine Freundschaften, die auch heute noch überdauern, obwohl er nun seit 16 Jahren tot ist.

Für mich war Marcel einfach ein guter Sohn. Er war lange daheim, weil er neben der Arbeit studierte. Er kam auch regelmässig zum Zmittag, als er in der Entwicklung bei der Presta arbeitete. Gelernt hatte er Maschinenzeichner, machte dann die Matura, das Abendtechnikum und studierte noch an der Liechtensteinischen Ingenieurschule LIS. Am 25. März verunglückte er und im Januar davor, an Neujahr, sagte er mir, dass er beruflich nun dort sei, wo er sein wolle. Sein Beruf und die Bergrettung waren sein Fokus. Seine Familie



hatte sicher ihre Wertigkeit, aber wirklich viel Zeit für uns hatte er nicht. Das ist normal bei den Jungen. Wir hatten aber immer ein sehr gutes Verhältnis – ein Vertrauensverhältnis.



Ich machte mir wenig Sorgen um ihn. Die Berge waren sein Leben und ich vertraute ihm und seinen Kollegen. Nur wenn er Eisklettern war, sagte ich ihm, er solle anrufen, wenn er wieder zurück sei. Das war damals noch eine neue Sportart und sie schien mir wirklich gefährlich.

Einmal machte er eine Klettertour in der Schweiz und jemand stürzte neben ihm ab. Das war schwer für ihn. Im Januar vor seinem Tod gab es dann ein Lawinenunglück im Malbun. Mit der Bergrettung gruben sie einen Mann aus, der zwei Mal unter eine Lawine gekommen war. Das nahm ihn auch ziemlich mit. Drei Monate danach traf es ihn selber.

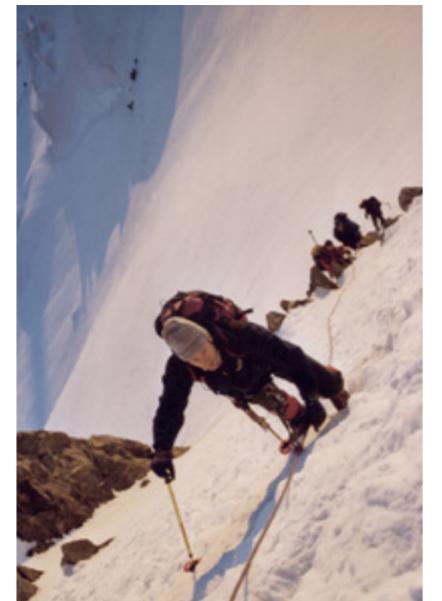
Die Skitour auf Grialetsch

Es passierte bei einer Skitour mit seinen Kollegen von der Bergrettung. Am Samstag gingen sie auf eine Skitour auf Grialetsch, das ist ein Seitental von Davos. Sie schliefen oben und wegen des schlechten Wetters änderten sie ihre Programm. Sie fuhren früher als geplant zu sechst hintereinander talwärts. Christoph Frommelt ging als erster voraus, Marcel war der zweite. Marcel kam in ein Schneebrett und rutschte mit der Schneemasse den Hang hinunter. In jener Gegend gibt es hausgrosse Felsbrocken und so stürzte er über einen Fels Kopf voraus in den Tiefschnee. Seine Kollegen fanden ihn relativ schnell, reanimierten ihn und er wurde mit der Rega ins Churer Spital gebracht.

Als Christoph am Sonntagnachmittag anrief, hatten wir gleich ein komisches Gefühl. Etwa um sechs Uhr kamen wir in Chur an, aber Marcel war im Koma.

Die Ärzte sagten uns, dass er schon zu lange keine Luft gehabt hätte unter dem Schnee. Wir wollten es aber nicht glauben und verstanden es nicht. Wir dachten, irgendeine Möglichkeit gäbe es schon, aber es gab keine mehr. Wir waren immer als ganze Familie dort und stimmten alles miteinander ab. Jedes Mal, wenn ich nachts zu Marcel auf die Intensivstation schlich, reagierte er. Das sahen die Ärzte an den Geräten. Deshalb sagten sie mir, ich dürfe nicht drinnen bleiben, es sei nicht gut für ihn. Das war mir aber egal, ich ging immer wieder heimlich hinein. Man machte dann noch ganz viele Untersuchungen, bis man zwei Tage später abends um zehn die Geräte abschalten musste. Der Schritt, aus jenem Zimmer wegzugehen, war furchtbar. Er veränderte das Leben.

Wenn wir Marcells Umfeld bei der Bergrettung nicht so gut gekannt hätten und er mit einem Reiseführer auf Tour gewesen wäre, hätten wir uns eher gefragt, ob jemand schuld an seinem Tod war. Aber die Kollegen und Kolleginnen der Bergrettung waren seine Freunde und sie machten alles, was sie konnten. Es hätte jeden von ihnen treffen können. Für sie war es auch sehr schmerzhaft. Sie mussten sich sogar noch bei der Polizei verantworten, aber sie wurden dann später freigesprochen. Christoph zeigte uns alles, aber wir hätten es auch sonst geglaubt. Wenn seine Kollegen nicht gewesen wären, wäre er gar nicht ins Spital gekommen. Dadurch, dass er noch zwei Tage dort war, konnten wir Abschied nehmen. Das war trotz allem ein Geschenk.



Marcel starb sehr jung, mit 32 Jahren. Er hat aber vielen etwas mitgegeben. Ich denke, viele 80-Jährige geben anderen nicht so viel mit. Er hatte gute Freunde und sein Umfeld litt mit uns mit. Es gab uns Kraft, in so einer furchtbaren Situation nicht alleine zu sein.

Ein Viertel fehlt

Viele Jahre lang kamen Marcells Kollegen von der Schule und von den Pfadis an seinem Geburtstag vorbei und zu einigen seiner Kollegen und Kolleginnen der Bergrettung habe ich auch heute noch Kontakt. Es ist eine Gnade und ein Glück, so etwas zu erleben. Auch Christoph Frommelt war ein guter Freund von Marcel und kam lange immer wieder spontan bei uns vorbei. Das tat uns gut und vielleicht tat es ihm auch gut.

Der Glaube hat mir auch sehr geholfen. Er war ein Geländer, das mich gehalten hat. Ich hatte meine Familie, ich hatte ein grosses Umfeld und ich sprach mit dem Herrgott. Das alles gab mir Kraft. Jeder geht anders mit so einem Tod um und jeder nimmt das Kind oder das Geschwister anders wahr. Bei uns konnten alle trauern, wie es dem Einzelnen entsprach. Ich glaube, das haben mein Mann und ich gut gemacht. Ich schrieb Marcel nach seinem Tod auch viele Briefe und erzählte ihm, was war und was passierte. Das Schreiben hat mir gut getan. Auch das Lesen hat mir geholfen und zum Glück finden einen Bücher immer dann, wenn man sie gerade braucht: Kübler-Ross zum Beispiel schrieb viel über den Tod.

Irgendwann muss man daran denken, dass die anderen drei Kinder ja auch da sind und man sich nicht zurückziehen darf. Auch wenn ein Viertel fehlt, haben die anderen drei Viertel Anspruch auf die Mutter.

Nach sieben Jahren

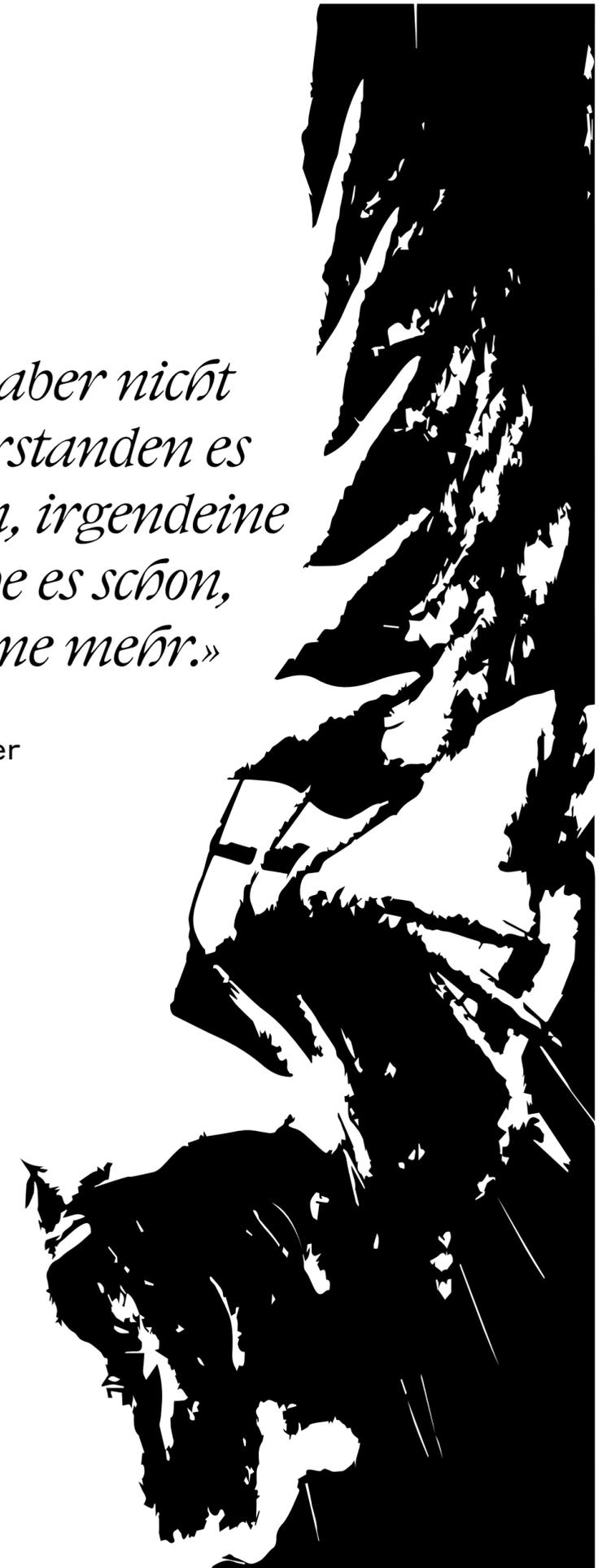
Durch ein solches Erlebnis lebt man bewusster. Man kommt in Tiefen hinein, in die man sonst nicht kommen würde. Ich habe oft darüber nachgedacht, dass es so viele Gründe gibt, warum Mütter ihre Kinder verlieren: Eines muss in den Krieg, eines hat einen Verkehrsunfall, eines ist vielleicht sogar noch schuld am Tod von anderen. Dass Marcel in den Bergen starb, wo er immer gerne gewesen war, war mir ein grosser Trost. Uns hat er nur Schönes hinterlassen und wir sind Marcel gegenüber sehr dankbar. Er war ein guter Mensch.

Nach Marcells Tod konnte ich drei Jahre lang keinen roten Pullover anziehen. Sein Unfall ist 16 Jahre her, aber es ist immer noch so, als ob es gestern gewesen wäre. Die ersten sieben Jahre waren die Schlimmsten, erst danach wurde es leichter. Auch jetzt gibt es noch schlimme Zeiten, aber es sind eher Stunden. Das ist auch richtig und wichtig, ich möchte ihn ja nicht vergessen. Marcel fehlt heute noch, aber ich habe ihn jetzt dem Himmel abgegeben.



«Wir wollten es aber nicht glauben und verstanden es nicht. Wir dachten, irgendeine Möglichkeit gäbe es schon, aber es gab keine mehr.»

Lore Mayer





Lore Mayer



Josef, Marcel, Julia, Lore, Bruno und Christian Mayer



Jungfraujoch, 2005



Bergrettung Liechtenstein, ca. 2002/2003



Unfallort auf Grialetsch bei Davos



Gedenkfeier auf Grialetsch

Sie gingen gesund aus dem Haus und kamen nie mehr heim



Interview mit Ida Büchel, 69, ehem. Büroangestellte im Transportwesen und Hausfrau – über ihren Mann Bruno Büchel, geb. 1953, und ihren Sohn Michael Büchel, geb. 1983, beide tödlich verunglückt 1997 in der Nähe der Pfälzerhütte

Das älteste von fünf Kindern

Bruno war das älteste von fünf Kindern. Als er zehn Jahre alt war, kam sein Vater war beim Arbeiten im Wald auf tragische Weise ums Leben. Seine Mutter zog die Kinder alleine auf und sie lebten sehr bescheiden. Brunos Mutter war eine sehr gläubige Frau. Ich hatte immer ein gutes Verhältnis zu ihr.

Wir heirateten 1978

Ich komme aus Gams und Bruno war aus Rüthi. Wir lernten uns im Ausgang kennen und heirateten 1978, als wir 24 bzw. 25 Jahre alt waren. Zuerst wohnten wir in Schaan und fünf Jahre später zogen wir nach Vaduz. Bruno arbeitete bei der VPB und ich im Transportwesen im Büro. Nach der Geburt des ersten Kindes blieb ich daheim und er ging arbeiten. Wir hatten eine schöne Familie mit drei Kindern: Jürgen, Michael und Nicole.

Bruno war ein feiner Mensch. Er war fröhlich, gut überlegt und ein guter Vater. Unter der Woche war er nicht viel zu Hause, weil er im Fussball-, im Tennis- und im Skiclub war. Die Wochentage reichten gar nicht aus. Die Wochenenden aber waren ihm heilig, die gehörten der Familie. Er schleppte uns überallhin mit und wir unternahmen viel zusammen. Wir gingen gerne in die Berge, auch mit den Kindern. Mit den Mondscheinwanderern waren wir oft auf der Pfälzerhütte. Im Mondschein fand man den Weg ohne Taschenlampen zurück ins Malbun. Einmal gingen wir am 11. Oktober hinauf, an Michaels Geburtstag. Es war der letzte Tag im Herbst, an dem die Pfälzerhütte noch offen war. Imelda Beck war damals Hüttenwirtin und wir assen noch einen Zvieri mit ihr.



Hochzeit Ida und Bruno Büchel

Michael war ein fröhlicher, aufgeweckter und offener Junge. Ich schätze an ihm, dass er immer freundlich und sehr

ausgeglichen war. Er war ein Kamerad und Schüler, wie man ihn sich wünscht. Michael war glücklich über schulische und sportliche Erfolge und gab seiner Freude auch Ausdruck. Er sammelte auch leidenschaftlich alles von Ferrari. Er hatte sich so viele Ziele gesetzt, die er einmal verwirklichen wollte. Er wollte studieren, Reisen nach Amerika machen und noch vieles mehr. Leider hat das Schicksal einen anderen Weg genommen.



Michael mit seinem Bruder Jürgen

Jener schwarze Tag

Und dann kam jener besagte Tag. Am 11. Juli 1997 – es war ein Freitag – wollte mein Mann mit einem Freund schnell auf die Pfälzerhütte. Michael wollte unbedingt mit und so gingen sie zu dritt los. Auf dem Weg gerieten sie in ein heftiges Gewitter und kamen völlig durchnässt auf der Berghütte an. Am selben Abend hatte der Vorstand des Alpenvereins eine Sitzung oben, um den Umbau der Küche zu planen. Auch die Bergrettung von Brand war dort. Alle zusammen verbrachten einen gemütlichen Abend und es wurde spät.

Als sie aufbrechen wollten, bot sich die Möglichkeit, mit einem guten Freund ins Tal zu fahren. Sie stiegen in den Jeep ein und fuhren los. Kurze Zeit später passierte das Unfassbare, wofür ich bis heute keine Worte gefunden habe. Der Jeep stürzte eine steile Böschung hinunter und mein Mann und mein Sohn wurden aus dem Auto geschleudert. Michael war auf der Stelle tot und auch Bruno starb wenige Minuten später an der Unfallstelle. Man versuchte noch, meinen Mann wiederzubeleben, aber ohne Erfolg. Er verstarb an den Folgen der schweren inneren Verletzungen.

In den frühen Morgenstunden überbrachten ein Arzt und ein Polizeibeamter die schmerzliche Nachricht. Ich war

geschockt und konnte nicht fassen, was geschehen war. Der Arzt verabreichte mir sehr starke Tabletten. Im Laufe des Tages wurde ich zuerst zur Polizei und danach ins Spital gebracht. Dort waren die Beiden aufgebahrt. Langsam trat ich in das Zimmer ein. Da lagen sie im Sarg eingebettet, weiss gekleidet. Lange stand ich da und schaute sie nur an. Ich streichelte beiden über das Gesicht. Es fühlte sich komisch an. Erst da konnte ich ein wenig begreifen, was in der letzten Nacht geschehen war. Kurze Zeit später wurde ich wieder nach Hause begleitet. Ich kann mich nur noch lückenhaft erinnern, was in jener Zeit geschah.

Das Leben geht weiter

Das Leben geht knallhart weiter. Die Sonne geht am Morgen auf und am Abend wieder unter. Ich musste selber wieder klarkommen und den Alltag so gut wie möglich bewältigen. Es wurde Herbst und dann Winter, die Tage wurden kürzer und man hielt sich weniger lang draussen auf. Für mich brach eine düstere, dunkle Zeit an.



Michael

Bald stand Weihnachten vor der Tür. Wie schon in der ersten Zeit nach dem Unfall kamen etliche Freunde und Bekannte zu Besuch, um mir ein wenig die Zeit zu vertreiben. Auch kamen vermehrt Briefe bei mir an, welche mich einerseits trösteten und mich andererseits wieder traurig stimmen. Weihnachten war für mich bis anhin das schönste Fest des Jahres gewesen. Immer schon war es für mich etwas Besonders gewesen, wenn die ganze Familie beisammen war. Nur jenes Jahr war es ganz anders. Zusammen versuchten wir doch noch ein wenig Weihnachten zu feiern, was uns mehr oder weniger gelang. Ich wurde aber wieder daran erinnert, wie es früher war und das stimmte mich sehr traurig. Und ähnlich erging es mir auch beim Jahreswechsel. Solche Tage wollte ich am liebsten aus



«Kurze Zeit später passierte das Unfassbare, wofür ich bis heute keine Worte gefunden habe. Der Jeep stürzte eine steile Böschung hinunter und mein Mann und mein Sohn wurden aus dem Auto geschleudert.»

Ida Büchel



Jürgen, Michael, Bruno und Nicole

dem Kalender streichen, aber sie kamen, ohne Halt zu machen. Es galt, sie einfach durchzustehen.

Oft träumte ich von meinem Sohn und tags darauf war ich meistens sehr durcheinander. Ich ging dann wie schon so oft in sein Zimmer und setzte mich auf sein Bett. Ich sass meistens nur da und starrte zum Fenster hinaus.

Im Februar fuhren wir mit Freunden in die Skiferien. Einmal mehr fiel es mir sehr schwer, mitzugehen, aber ich tat es meinen Kindern zuliebe. Wieder ein bisschen Abstand von zu Hause tat allen gut. So munterten uns die Leute immer wieder auf. Dasselbe galt auch für die Frühlingsferien. Ich versuchte, meine Traurigkeit so gut wie möglich in Grenzen zu halten, aber die Tiefs, sie kamen, meldeten sich vorher nicht an, sie waren plötzlich wieder da. Ich fragte mich, wie es weitergehen sollte.

Mir war bewusst, dass ich Aufgaben hatte. Ich hatte noch zwei Kinder und musste gut zu ihnen schauen. Oft waren sie es, die mir wieder aus dem tiefen Loch heraushalfen. Sie gaben meinem Leben wieder ein bisschen Sinn und brauchten mich. Die Kinder waren mein einziger Lichtblick.

Viele Leute hatten uns Hilfe angeboten, aber es fiel uns schwer, sie anzunehmen. Das ist etwas, was wir lernen mussten. Ich ging zum Beispiel zu Treffen mit anderen Angehörigen ins Hospiz. Manchmal tat es gut und manchmal kam ich trauriger hinaus, als ich hineingegangen war. Psychologische Hilfe wollte ich nie. Ich wollte keine vorvereinbarten Termine, sondern brauchte Leute, zu denen ich gehen konnte, wenn es mir schlecht ging. Zum Glück hatten wir so einen grossen Freundeskreis. Ich konnte nachts um elf oder zwölf problemlos bei Freunden klingeln und entweder erzählen oder einfach nur eine Weile bei ihnen sitzen und wieder gehen. Das war für mich sehr hilfreich. Auch meine Kinder suchten sich Leute, mit denen sie sprechen konnten –

seien es Lehrpersonen, Verwandte oder Freundinnen und Freunde.

Es gab jedoch auch Kollegenkreise, die sich nie mehr meldeten und verloren gingen. Ich verstehe schon, dass es den Leuten schwerfällt, die richtigen Worte zu finden, aber es tat wahnsinnig weh. Es kamen aber auch neue Freunde dazu. So viele Menschen bemühten sich um uns. Teilweise klingelten Leute von Ver-einen an der Tür, die ich gar nicht kannte und fragten, ob sie uns einladen können. Das war unkompliziert und die Kinder waren auch immer willkommen.

Der Glaube

Mit dem Glauben hatte ich in jener Zeit Mühe. Wenn so etwas passiert, ist es, als ob einem das halbe Herz herausgerissen würde. Wir hatten doch nichts falsch gemacht im Leben und wir hatten es so gut miteinander gehabt. Warum musste mir so ein Schicksalsschlag passieren?

Pfarrer Franz Näscher sagte mir, ich dürfe hadern und zweifeln. Eine Zeitlang konnte ich nicht mehr glauben, ich hatte grosse Zweifel. Stattdessen ging ich auf den Friedhof und in die Natur laufen. Das brachte mir viel.

Ich sprach damals mit vielen sehr intelligenten Leuten, aber niemand konnte mir beantworten, warum gerade mir so etwas passiert war. Ich brauchte lange, bis ich es akzeptieren konnte. Irgendwann sah ich ein, dass es nichts brachte, wenn ich nach dem Warum fragte, aber ich brauchte Jahre dafür. Danach fand ich auch den Pfad zum Glauben wieder und ging wieder mehr in die Kirche.

Zurück in eine Normalität

Nie im Leben hatte ich so viel geweint wie in jener Zeit. Es dauerte Jahre, bis ich wieder Fuss fassen konnte und das Leben wieder in einigermaßen norma-

len Bahnen verlief. Ich hatte aber auch dann noch Ausrutscher, wenn etwas vorfiel. Wenn man so schwach ist, dann ziehen einen kleine Dinge schnell in die Tiefe und es braucht ganz lange, bis man wieder oben ist. Und wehe, es kommt dann wieder etwas... Aber letztlich lösen sich nicht alle Sorgen in Luft auf, nur weil etwas so Schreckliches passiert ist.

Meine Kinder sagten manchmal zu mir, dass Papa sicher nicht gewollt hätte, dass ich ein Leben lang traurig sei. Und sie hatten ja recht. Sie waren damals im Teenageralter und bemühten sich sehr darum, mir keine Sorgen zu bereiten. Wenn aber Jürgen mit seinen Kollegen unterwegs war, wartete ich oft bis morgens um zwei oder drei, bis er nach Hause kam. Ich verzweifelte manchmal fast. Mein Mann und Michael waren auch gesund aus dem Haus gegangen und nie mehr heimgekommen. Ich hielt mich lange Zeit an meinen Kindern fest, aber irgendwann musste ich sie ziehen lassen.

Ein anderes Leben

Heute freue ich mich an den schönen Sachen, die ich habe. Es sind kleine Dinge, die helfen, damit der Weg wieder etwas normaler wird. Ich habe einen Partner und Enkelkinder, die mir viel Freude bereiten. Ich bin gesund und kann noch viel unternehmen. Das ersetzt nichts, aber es hilft mir.

Als meine Tochter vor sieben Jahren ihr erstes Kind bekam, ging ich mit einem lachenden und einem weinenden Auge ins Spital. Das weinende, weil es ihr Papa und Michael nicht mehr miterleben konnten und das lachende, weil wieder neues Leben kam.

Gewisse Dinge tun immer noch weh, Tage wie Geburtstage, Ostern oder Weihnachten. Es geht mir aber verhältnismässig wieder gut. Es ist einfach ein anderes Leben. Es wird einen Grund haben, warum die beiden so früh gehen mussten.



Ida mit den Kindern und ihrer Mutter

Titelbild: Bruno, Jürgen, Nicole, Michael und Ida Büchel

Rettung aus der Luft



Interview mit Norbert Gantner, 46, aus Planken, Schreiner und Rettungschef der Bergrettung Liechtenstein 2013 bis 2022

In wenigen Minuten in der Luft

Ich bin Helikopter-Rettungsspezialist. Wenn es einen Unfall im Gebirge gibt und ich verfügbar bin, holt mich der Helikopter spätestens zehn Minuten später ab.

Die Helikopter-Rettungsspezialisten kommen in der Regel dann zum Einsatz, wenn sich eine Person in unwegsamem Gelände befindet, wo ein Helikopter nicht landen kann und die Helikopter-Crew die Bergung nicht selbstständig erledigen kann. In einem solchen Fall bleibt der Helikopter in der Luft, während wir über eine Rettungswinde mit einem Drahtseil zur Unfallstelle abgeseilt werden. Das Seil ist 5 Millimeter stark und bis zu 90 Meter lang, wobei es um weitere 40 Meter verlängert werden kann. Bei uns im Gelände sind aber meistens nicht mehr als 40 bis 50 Meter notwendig. Entweder bringen wir dann eine Ärztin oder einen Arzt zur verunfallten Person oder wir fliegen die Person zuerst aus, damit sie an einem sicheren Ort medizinisch versorgt werden kann. Auch für das Suchen von Lawinopfern können wir aufgeboden werden, da man in solchen Fällen froh um jede Person ist, die schaufelt oder sonst mithilft.

Der Ablauf ist so, dass ich zuerst eine Meldung über das Handy sowie über den Pager erhalte. Dort wird kurz beschrieben, was die Rega zu jenem Zeitpunkt weiss, also was passiert ist, wie viele Personen es sind, wie alt sie sind und was für eine Art Unfall es war, z. B. ob sich jemand verstiegen hat oder ob es ein Absturz oder ein Sportunfall war. Ich bestätige dann direkt, ob ich kommen kann. Meistens ruft dann noch jemand von der Einsatzzentrale der Rega für ein kurzes Briefing an und einige Minuten später werde ich dort, wo ich dann gerade bin, abgeholt. Dementsprechend habe ich meine Ausrüstung immer im Auto.

Die Rega-Crew besteht jeweils aus einem Piloten, einem Rettungssanitäter, einem Arzt und wenn nötig aus einem Rettungsspezialisten. Der Rettungssanitäter ist für die Bedienung der Winde zuständig, mit der ich zusammen mit dem Arzt abgeseilt werde. Nicht alle Ärzte verfügen über alpine Erfahrung und fühlen sich wohl im Gebirge. Deshalb sind wir dafür zuständig, ihre Sicherheit zu gewährleisten und sie medizinisch zu unterstützen, also z. B. Infusionen oder Medikamente vorzubereiten. Der Arzt versorgt die Person dann bei Bedarf, damit sie ans Seil gehängt und vom Helikopter hochgezogen sowie ausgefliegen werden kann.

Üblicherweise habe ich einen bis zwei Flugrettungseinsätze pro Jahr, es können aber natürlich auch mal vier oder gar keiner sein. Wenn ich in den Ferien oder gerade nicht verfügbar bin, werden Einsätze von Rettungsspezialisten aus der Ostschweiz übernommen. Das gleiche gilt natürlich auch umgekehrt.

Die Berge und das Fliegen

Wir waren schon als Kinder viel in den Bergen, weil mein Vater Lawinenverbauungen machte und uns oft auf die Baustellen mitnahm. Er war auch aktiv in der Jagd und dort waren wir ebenfalls regelmässig mit dabei. Später war ich Teil der Jugendorganisation des Alpenvereins, deren Leiter zu jener Zeit selbst bei der Bergrettung waren. Mit 18 Jahren ging ich dann selbst zur Bergrettung. Ich hatte schon vorher einen Bezug dazu, da mein älterer Bruder Heini bereits länger dabei war und ich deshalb bereits einige der Mitglieder kannte.

Zeitgleich zu mir gingen auch mehrere meiner Kollegen zur Bergrettung. Es bedeutete uns allen viel, dass wir aufgenommen wurden und dazugehörten. Dementsprechend waren wir auch sehr engagiert und investierten viel Zeit. Auch heute noch ist der Zeitaufwand bei rund 25 Übungen und 10 bis 15 Einsätzen pro Jahr hoch, aber er hat sich mit den Jahren durch Übung und Routine relativiert. Ich habe meinen gepackten Rucksack und die Bergschuhe immer im Auto und wenn wir an einem Samstag um acht Uhr morgens eine Übung haben, fahre ich mittlerweile erst um 7:45 Uhr von zu Hause los.

Helikopter-Rettungsspezialist wurde ich mit 30 Jahren. Vor mir waren Christoph Frommelt und Peter Lampert Helikopter-Rettungsspezialisten und als sie es abgeben wollten, suchten sie eine Person, die vom Beruf her nicht ständig im Ausland unterwegs war. So kam es, dass ich ihre Nachfolge antrat. Wir hatten mit der Rega zu Beginn eine einwöchige Grundausbildung, bei der uns von Rettungstechnik über Helikopter und Medizin alles erklärt wurde und danach folgten viele praktische Übungen. Zwischenzeitlich habe ich jedes Jahr eine Woche bis zehn Tage Ausbildung bei der Rega.

Das Fliegen hat mich schon immer fasziniert. Als Bub konnte ich oft mitfliegen, wenn mein Vater einen Helikopter auf der Baustelle benötigte und als ich dann erwachsen war, machte ich eine Ausbildung zum Privatpiloten. Ich verfolgte den Weg zwar nicht weiter, aber ich fliege immer noch gerne mit dem Helikopter, weil man damit überallhin kommt. Fliegen bedeutet für mich Freiheit.

Wenn man helfen kann

Die schönsten Einsätze sind diejenigen, bei denen man jemandem helfen kann. Sie motivieren, weiterzumachen. Es spielt dann keine Rolle, ob ich selbst vor Ort war oder nicht: Es waren unser Verein und unser Team, welche jemandem helfen konnten.

Viele Einsätze sind ja nicht lebensbedrohlich und oftmals holen wir Menschen, die sich einfach verstiegen haben. Dies weiss man aber meist noch nicht, wenn man für einen Einsatz aufgeboden wird. Wir erfahren teils nur, dass es einen Unfall gab und wo er passiert ist.

Es gab drei oder vier Jahre, in denen ich fast nur Tote geborgen habe. Wir sind ja rund 30 Personen bei der Bergrettung, aber zufällig traf es fast jedes Mal mich. Sei es, dass ich jemanden mit dem Helikopter holen musste oder wir terrestrisch – also zu Fuss – suchten und ich die Person zufällig fand. Das zehrt. Bei zwei Einsätzen musste ich Tote bergen, die ich sehr gut gekannt hatte. Wenn man dann aus dem Heli aussteigt, am Seil hinuntergelassen wird und erkennt, wer es ist, sind das schon sehr schwierige Momente. Das geht mir bis heute nach. Umso wichtiger sind Einsätze, bei denen man Menschen noch helfen kann, auch wenn es eine Person ist, die nur einen umgeknickten Fuss hat.

Grundsätzlich kann ich gut mit dem, was ich bei Einsätzen erlebe, umgehen, auch wenn es teils keine schönen Anblicke sind. Bei den Leuten, die ich gut kannte, ist es hingegen nicht so einfach. Ich kann zum Glück gut mit meiner Frau darüber sprechen und die Kollegschaft bei der Bergrettung oder bei der Rega-Crew ist ebenfalls entscheidend. Es sind Leute, die das Gleiche erlebt haben und gleich ticken. Mit ihnen sprechen zu können ist viel wert.

Für die Familien von uns Bergrettern ist unsere Tätigkeit auch nicht immer leicht. Wenn ich im Einsatz bin, nicht nach Hause komme, es keine Informationen gibt und es unklar ist, wie lange der Einsatz noch geht, sitzt meine Frau natürlich wie auf Nadeln. Ich hingegen mache mir während eines Einsatzes fast nie Sorgen um mich selbst. Ich gehe und gebe mein Bestes. Ich bin ja auch entsprechend ausgebildet und weiss, was ich tun muss, damit es für mich nicht zu gefährlich wird. Auch kann ich das Geschehen bis zu einem gewissen Grad beeinflussen, wenn ich unterwegs bin. Für diejenigen, die auf uns warten, ist das viel schwieriger, denn trotz allem besteht immer ein Restrisiko in den Bergen.

Mit Karten und Hunden

Als ich bei der Bergrettung anfang, gab es noch gar keine Handys. Bei vielen Suchaktionen wussten wir fast nichts und hatten nur Funkgeräte, Karten und Kompass.

Wenn die Leute noch ansprechbar sind, kann man je nachdem über Rufen viel erreichen. Ausserdem ist die Rettungshundegruppe Liechtenstein sehr wichtig, denn Hunde haben eine sensiblere Nase als wir und können ein recht grosses Einzugsgebiet abdecken. Gerade in der Dunkelheit sind sie extrem wertvoll.

Heutzutage ist die Kommunikation durch die Handys besser als früher. Teils können uns verunfallte Personen sogar noch anrufen, wenn sie sich verirrt haben und wenn das nicht möglich ist, haben wir oft andere Anhaltspunkte wie z. B. Fotos, die sie davor beim Wandern verschickt haben. Wenn man kein Handynetz mehr hat oder der Akku leer ist, kann man aber trotz der heutigen

«Die schönsten Einsätze sind diejenigen, bei denen man jemandem helfen kann.»

Norbert Gantner



Technologien nicht mehr geortet werden. Auch in Liechtenstein gibt es Gebiete, wo man je nach Anbieter kaum oder gar keinen Empfang hat. Eine zusätzliche Schwierigkeit ist, dass man von Liechtenstein aus relativ schnell in der Schweiz oder in Österreich ist und man teils nicht mal weiss, in welchem Land man suchen soll. Wir hatten bis jetzt einfach Glück, dass wir die Leute immer gefunden haben.

Ein Einsatz, bei dem wir kaum Anhaltspunkte hatten, war die Suche nach einem Mann, von dem wir nur wussten, dass er vom Campingplatz Mittagsspitze in Triesen losgelaufen war. Bei den Abklärungen der Polizei kam auch nichts heraus. Wir suchten also die Wanderwege in der Nähe ab, schauten nach, ob er sich in einem Gipfelbuch eingetragen hatte und befragten Leute, die unterwegs waren. Anschliessend starteten wir mit Suchflügen und fanden ihn per Zufall in einer Schlucht. Er war von der Mittagsspitze hinuntergestürzt und tödlich verunglückt.

Bei einem anderen Einsatz im Gebiet Mittagsspitze konnten wir die verunfallte Frau zum Glück retten. Sie hatte sich verlaufen, rief uns an und konnte uns ungefähr sagen, wo sie war, aber nicht, wo genau. Wir liessen also zuerst einen Wagen mit Blaulicht im Tal hin- und herfahren und sie konnte uns am Handy mitteilen, ob sie uns sah oder nicht. So wussten wir, auf welcher Seite des Berges sie sich befand. Nachdem wir sie per Helikopter nicht fanden, wurde sie mit etwa 15 bis 20 Leuten terrestrisch gesucht. Eine Gruppe konnte sie schliesslich orten und die anderen stiegen den Kollegen von unten über einen alten Fussweg entgegen. Die Kommunikation war jedoch extrem erschwert, da man die anderen aufgrund des steilen Geländes nicht sehen und wegen eines durchziehenden Gewitters mit starkem Wind und Regen auch nicht hören konnte. Dies war ein sehr eindrücklicher Einsatz.

Wir hatten auch Einsätze, bei denen Leute schwer verletzt waren. Bei solchen Fällen sind wir dann sehr froh, wenn einer unserer Bergrettungsärzte mit im Einsatz ist oder wenn wir die Person einem Helikopter oder Rettungswagen mit medizinischem Personal übergeben können. Wir können letztlich bei Verletzungen nur beschränkt helfen.

Nach erfolgter Rettung gibt es Menschen, denen es ein grosses Anliegen ist, sich zu bedanken. Es gibt aber auch andere, von denen man nach einem Einsatz nichts mehr hört oder solche, die auch nach der Rettung nicht einsehen wollen, warum sie in eine Notlage gekommen sind.

Für mich persönlich ist es am schönsten, Leute zu retten, die noch am Leben sind und denen dementsprechend noch geholfen werden kann.

Neun Jahre Rettungschef

Mit 35 Jahren wurde ich Rettungschef. Ich war damals schon viele Jahre bei der Bergrettung und konnte somit auch in das Amt und in die damit verbundene Verantwortung hineinwachsen. Als Rettungschef hat man viele verschiedene Aufgaben, darunter auch die repräsentative Arbeit und das Lösen diverser Probleme. Das Schwierigste ist jedoch die grosse Verantwortung. Es geht dabei nicht um den rechtlichen Aspekt, denn wir sind ja entsprechend versichert, sondern darum, für die Sicherheit der Mannschaft verantwortlich zu sein.



Rettungschef oder Einsatzleiter zu sein bedeutet auch, nicht mehr mitten im Geschehen zu sein. Bei einem Einsatz gibt es jeweils einen oder zwei Einsatzleiter, die alles organisieren und koordinieren, mit der Polizei und anderen Organisationen in ständigem Kontakt sind und die Leute vor Ort leiten. Sie haben den Überblick, wo die Leute sind und überlegen z. B., welche Wege man absuchen könnte. Man ist dann entweder in der Polizeizentrale in Vaduz oder in der Nähe des Einsatzortes, z. B. bei einem Auto. Für die Einsatzleitung brauchen wir unsere fähigsten Leute. Obwohl wir Hilfsmittel wie Karten haben, sind gute Gebietskenntnisse und viel Erfahrung notwendig, um zu entscheiden, wohin man die Leute lenkt. Natürlich würden auch die Einsatzleiter lieber hinausgehen und mitsuchen, aber man hilft dort mit, wo man am meisten gebraucht wird. Die Leute vor Ort halten uns ständig auf dem Laufenden, was gerade passiert: Wenn sie an bestimmten Stellen nicht weiterkommen, wenn es zu gefährlich ist oder wenn es extreme Windböen gibt und ein Helikopter z. B. nicht fliegen kann. Sie sind diejenigen, die die Entscheidungen vor Ort treffen müssen. Ich kann zwar einen Einsatz abbrechen, aber wenn eine Person vermisst wird, ist dies für uns immer die letzte Option. Es ist schwierig, wenn man für die Sicherheit der eigenen Leute zuständig ist, aber nicht vor Ort sein kann. Zum Glück ist nie etwas Schlimmes passiert, aber es ist eine Tatsache, dass wir teils in gefährlichem Gelände unterwegs sind.

Einmal im Winter sass ich als Einsatzleiter in der warmen Stube bei der Polizei und es gab einen massiven Föhnsturm. Wir suchten eine vermisste Per-

son und wussten nicht, ob sie unter eine Lawine gekommen war. Das Wetter war verwegene und es bestand hohe Lawinengefahr. Leute in eine solche Situation hinauszuschicken, ist schon eine grosse Verantwortung.

Um einen Einsatz zu leiten, ist es wichtig zu wissen, wer welche Fähigkeiten hat und wie jedes Mitglied tickt. Dafür sind nicht nur die Übungen wichtig, sondern auch die Kameradschaft. Nur dadurch, dass wir uns so gut verstehen und auch ausserhalb der Übungen Zeit zusammen verbringen, ist es möglich, sich so gut kennenzulernen. Bei Einsätzen muss ich mich dann blindlings auf die Mannschaft vor Ort bzw. auf ihre Fähigkeiten und ihr Verhalten verlassen können. Manchmal stellt sich das Wetter quer und die Verhältnisse sind dann anders als gedacht. Es ist dann nicht möglich einzugreifen. Man muss den Leuten vor Ort vertrauen und hoffen, dass nichts passiert.

Es gibt viele Einsätze, die überhaupt keine Probleme bereiten. Gerade, wenn das Wetter gut ist und die Einsätze z. B. in einem Gelände stattfinden, in dem es Bäume gibt, an denen man sich anbinden kann. Es gibt aber auch die anderen Fälle, in denen ich meine Leute in gefährliches Gelände schicken muss. Das ist jeweils mit grosser Anspannung und Verantwortung verbunden.

Dass ich neun Jahre lang bei der Bergrettung Liechtenstein Rettungschef sein durfte, erfüllt mich mit Stolz. Für mich war von Anfang an klar, dass ich nicht ewig Rettungschef bleiben würde. In meinen Augen ist ab und zu ein Wechsel notwendig. Es braucht junges Blut und neue Ideen. Letztes Jahr gab ich mein Amt an Dominik Schädler weiter.

Ein besonderes Hobby

Ich nehme wirklich gerne an Einsätzen teil und es ist schön, Menschen aus schwierigen Situationen herauszuholen zu können, auch wenn manchmal Fahrlässigkeit im Spiel ist. Ich bin einfach sehr froh, dass in meiner Zeit als Rettungschef bei Einsätzen nie ein Retter zu Schaden kam.

Mittlerweile bin ich seit 27 Jahren bei der Bergrettung dabei. Das ist mehr als die Hälfte meines Lebens. Solange ich körperlich fit bin, bleibe ich auch weiterhin gerne Mitglied. Es macht mir Freude, meine Familie steht dahinter und auch wenn ich nicht mehr Rettungschef bin, kann ich meine Erfahrungen weiterhin einbringen.

Das Besondere an der Bergrettung ist für mich nach wie vor die Kameradschaft. Wir haben es nicht nur gut miteinander, sondern teilen ein Hobby, in dessen Rahmen wir anderen helfen können. Das ist eine Kombination, die mich motiviert, dabei zu sein. Die Bergrettung hat für mich aber auch noch in anderer Hinsicht eine besondere Bedeutung: Ich habe dort meine Frau Nicole kennengelernt.

Sechs minus eins



Ein Interview mit **Corina Büchel-Biedermann, 30, Lehrerin, Michael Biedermann, 26, Spengler und Melanie Biedermann, 21, Studentin** – über ihren Vater **Johannes Biedermann, aus Vaduz, geb. 1964** und tödlich verunglückt 2018 auf dem Kläusli

Corina Büchel-Biedermann

Viel Vertrauen geschenkt

Auf Fotos sieht man, dass wir als kleine Kinder viel im Steg und in den Bergen waren. Bei meinem ersten Pfälzerhütten-Besuch war ich ein Jahr alt und beim ersten Mal, als ich selber lief, fünf Jahre alt. Wenn ich mich an Touren erinnere wie z. B. auf die Schesaplana, dann ist mir geblieben, dass Papa immer so viel Vertrauen in uns hatte. Einmal fiel ich um und rutschte auf einem Eisfeld mehrere Meter nach unten. Da hiess es: «Jo, jo, komm weder uff, es goht scho.» Es ging einfach alles, es gab nichts, was nicht ging oder was Papa aus der Ruhe brachte. Dass wir dieses Vertrauen geschenkt bekamen, ist für mich bis heute wichtig.



Berge bedeuten für mich Freiheit. Wenn man oben auf dem Gipfel sitzt, hat man die beste Aussicht und alle Probleme des Alltages verschwinden oder werden klitzeklein.

Papa stolz zu machen war uns immer wichtig. Auch wenn er jetzt nicht mehr da ist, glaube ich, dass wir ihn immer noch stolz machen. Er sagte uns oft, dass wir es gut machten und es war auch nicht so wichtig, wie gut. Wenn man nervös war, hat er einen immer beruhigt und gemeint, dass das schon klappt. Das gibt einem ein gutes Gefühl fürs Leben und das möchte man so den eigenen Kindern auch weitergeben.

Gerstensuppe und Kaffeerähmle

Papa war 18 Jahre lang Hüttenwart auf der Pfälzerhütte. Das hiess, immer hinaufgehen, wenn irgendwas war. Wir Kinder mussten oder durften oft mitgehen. Mama sagte immer, die Pfälzerhütte sei ein Fass ohne Boden. In den 18 Jahren war auch wirklich immer etwas und es war auch die Zeit, als wir noch sehr klein waren.

Wir bewegten uns auf der Pfälzerhütte, als wäre es unser Daheim. Wir konnten auch immer in der Küche essen. Später arbeitete ich ein paar Mal oben, hauptsächlich bei Imelda: Gerstensuppe machen, Kuchen backen etc. Es machte mir mega Spass. Mit der Pfälzerhütte verbinde ich auch Kaffeerähmle. Sie hatten einen ganzen Ordner mit Deckeln, die sie sammelten. Wenn ich Zeit hatte, ging ich dann auch oft klettern. Ich hatte dann so meine Höhlen und kannte mich gut aus. Als dann die Pächter wechselten, war ich sehr traurig. Ich fragte mich, ob ich dann noch dort daheim sein würde ohne Imelda und Eugen. Aber letztlich hatten wir es auch gut mit Elfriede. Die Zeit oben war schon recht prägend.

Über den Unfall 1997 wusste ich nicht viel und war damals ja auch noch sehr klein. Wir gingen aber immer zur Unfallstelle hinunter, um Kerzen anzuzünden.

Als Familie zusammengewachsen

Michael hat uns vom Absturz erzählt und deshalb habe ich eine Vorstellung davon. Das ist wie ein Film, der sich immer wieder abspielt und es ist schwierig, damit umzugehen. Zwar wird es von Jahr zu Jahr einfacher, aber dieser Moment, als Michael anrief, als wir es erfuhren, der letzte Tag mit Papa, das kommt immer wieder. Dieser letzte Tag mit Papa war für mich ein spezieller Tag gewesen.

In jener Woche nach dem Unfall wurde mir erst bewusst, wie viele Leute für uns da sind. Es kamen ständig Leute, wir hatten immer Full House. Seither sind wir auch als Familie viel mehr zusammengewachsen. Es ist so schön und für mich sehr wichtig, dass wir als Geschwister zu viert sind. Ich glaube, deshalb möchte ich selbst auch viele Kinder haben.

Als Papa noch lebte, rief ich ihn jeden Tag mindestens einmal an. Ein Onkel sagte mir mal, er sei für uns da und ich könne schon anrufen, aber bitte nicht wegen jedem kleinen Ding wie bei Papa. Ich wusste einfach, dass Papa auf alles eine Antwort hatte. Ich gehe auch heute so durchs Leben, dass ich weiss, dass Papa da ist und mir hilft, wenn ich ihn brauche.



Ria, Melanie, Johannes und Corina

Michael Biedermann

Durchs Tunnel

Wir hatten von Anfang an eine Verbindung zu den Bergen. Papa und Mama nahmen uns viel mit und schon als kleine Kinder waren wir auf Papas Rücken dabei. Als dann die kleine Schwester kam, musste ich selber laufen. Meine ersten Erinnerungen sind, wie ich vom Malbun über den Augstenberg zur Pfälzerhütte lief oder die Tour aufs Schwarzhorn.



Sobald ich durchs Tunnel fahre, geht der Stress weg. Die Zeit vergeht dann langsamer. Beim Laufen hat man Zeit zum Nachdenken, Entspannen und Herunterfahren. Da helfen mir die Berge schon sehr.

Unser Neni war auch viel auf der Pfälzerhütte und nahm auch meinen Papa schon früh mit. Dadurch hatte dieser wohl auch die Nähe zur Pfälzerhütte gefunden.

In den Sommerferien waren wir oft sechs Wochen lang im Steg. Weil Papa viel auf der Pfälzerhütte war, waren auch wir viel dort oben und blieben manchmal auch zwei oder drei Tage. Das war immer mit Entdecken, Erforschen und Erfahrungen sammeln verbunden.

Wasser und Strom

Das Hauptproblem auf der Pfälzerhütte ist das Wasser. Das Wasserreservoir kommt vom Naafkopf herab und wird dort in den Kanal geleitet. In diesem Kanal gab es oft Geröll, das man wieder entfernen musste. Eine andere Sache war der Strom. Strom und Wasser waren Dauerthemen. Da musste man einfach schnell oben sein, weil es schwierig ist, ohne Wasser und Strom zu leben. Ich glaube, für Papa war es grösstenteils eine Freude, sich darum zu kümmern. Er kombinierte es auch jeweils gut mit uns und schaute, dass er einen Familienausflug daraus machen konnte. Ich freute mich immer, wenn ich am Mittwochnachmittag mit ihm auf die Pfälzerhütte konnte.

Was mir auf der Pfälzerhütte immer gefiel, war, wenn Leute dort waren und wir abräumen helfen konnten. Gläser in die Küche bringen und solche Sachen.

«Ich war beim Bergunfall dabei. Für mich ging es einfach unglaublich schnell.»

Michael Biedermann

«Weil wir schon so früh damit konfrontiert wurden, dass Menschen wie z. B. Papas ältester Bruder Magnus in den Bergen tödlich verunglückt waren, war es wohl für uns als Kinder irgendwie normaler, dass Menschen abstürzen können.»

Melanie Biedermann

«Seit dem Unfall sind wir auch als Familie viel mehr zusammengewachsen.»

Corina Büchel-Biedermann



Ich kletterte auch gerne auf den Steinbollen herum. Da konnte man viel Zeit verbringen. Mit meinem Bruder baute ich auch viele Hütten in den Felsspalten.

Als die Hüttenwirte Imelda und Eugen das letzte Mal oben waren, war ich auch dabei. Bei Imelda und Eugen – später auch bei Elfriede – bekamen wir die Nudeln immer leicht angebrannt und das mochten wir extrem gerne.



Ansteckende Energie

Papa war ein sehr positiv eingestellter Mensch. Es musste immer etwas laufen und seine Energie war ansteckend. Er nahm immer sehr viel Verantwortung auf sich und man wusste, dass man sich auf ihn verlassen konnte. Er war sehr offen, hatte viel Kontakt mit Menschen und ging auf Menschen zu. Bei der Arbeit hatte er öfters Stress, aber brachte diesen nie mit nach Hause. Das hatte sicher auch mit den Bergen zu tun. Bei schönem Wetter sagte er, es würde ihn «verrupfa» und er müsse in die Höhe gehen. Das brauchte er einfach als Auszeit vom stressigen Alltag.

Die Spenglerei, wo Papa arbeitete, hatte sein Vater gegründet. Zuerst übernahm sie Magnus, sein ältester Bruder. Dieser verunglückte jedoch auf dem Schwarzhorn. Das war aber schon vor über 50 Jahren. Papa hatte neun Geschwister. Nach Magnus übernahm ein anderer Bruder, Christian, die Spenglerei und führt sie bis heute.

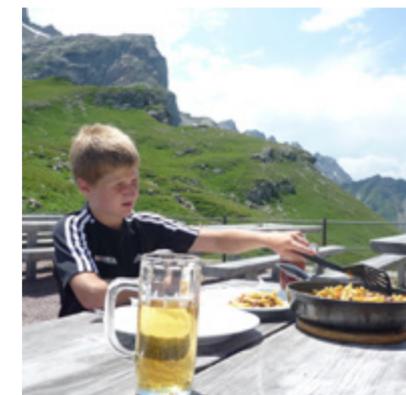
Wenn Papa grössere Touren unternahm, machte ich mir manchmal schon Sorgen. 2006 verunglückte mein Götti Edwin auf dem Mittagspitz. Da waren wir hautnah damit konfrontiert, dass es gefährlich ist in den Bergen und etwas passieren kann. Papa war oft mit Edwin und anderen Freunden in den Bergen. Manchmal ging er aber auch spontan alleine los. Er fühlte sich einfach wohl in den Bergen.

Es ging unglaublich schnell

Im Sommer werden es fünf Jahre sein, dass Papa verunglückte. Ich war beim Bergunfall dabei. Für mich ging es einfach unglaublich schnell. Ich habe die Bilder vom Absturz noch im Kopf. Ich kann aber nicht genau sagen, wie es passierte.

Weil ich es gesehen hatte, war es im ersten Moment für mich wohl fast am einfachsten von uns allen. Der Rest der Familie konnte es nicht so recht glauben. Es war für sie irgendwie nicht real. Ich habe es inzwischen für mich verarbeitet, aber natürlich kommen aber hin und wieder die Erinnerungen hoch.

Nach dem Unfall trafen wir uns alle zuhause und waren eine Woche lang zusammen – auch mit der Familie von Mamas Schwester, zu der wir einen sehr engen Kontakt haben. Zudem bekamen wir täglich Besuch, sicher eine Woche lang bis zur Beerdigung. Dass an der Beerdigung dann so viele Leute waren, die ihn gerne hatten, gibt einem auch sehr viel Kraft. Immer noch erzählen uns Leute von ihren Erinnerungen an ihn. Das freut mich jedes Mal auf Neue.



Dass wir vier Geschwister sind, ist ein Vorteil. Mit jedem Anliegen kann man zu jemand anderem gehen. Vor dem Unfall ging schon jeder etwas in seine Richtung, aber danach haben wir es sehr schätzen gelernt, dass wir zu viert sind.

Am Sonntag hatten wir immer einen vollen Tisch. Beim Auftischen habe ich deshalb immer noch im Kopf, dass wir als Familie zu sechst sind – und jetzt fehlt einfach eine Person. Ich vermisse es am meisten, ihn etwas fragen zu können. Wenn man etwas sucht oder wissen will, wie etwas geht, hat man halt immer Papa gefragt.

Melanie Biedermann

Auf Papas Schultern

Ich erinnere mich, wie ich auf Papas Schultern sass. Aufs Schwarzhorn nahm er uns schon früh mit. Viele meiner frühen Erinnerungen sind von den Sommerferien im Steg und dem Wandern in den Bergen.



In den Bergen zu sein hat etwas Beruhigendes. Ich finde es komisch, an Orten zu sein, wo man keine Berge mehr vor sich hat und weit in die Ferne sieht. Die Berge schränken zwar ein, aber wenn man dann mal oben ist, fühlt man sich frei. Wenn ich eine Pause brauche, gehe ich nicht ins Fitness, eher in die Berge.

Papa hat uns nie lange etwas erklärt, sondern uns einfach ausprobieren lassen. Sätze wie «Du kasches sowieso ned.» bekamen wir nie zu hören. Auch bei Handwerklichem z. B. schaute man halt mal zu und probierte dann selber aus. Er vertraute uns einfach, dass es klappt. Dieses Vertrauen hilft mir auch heute noch.

Als Kind begriff ich nicht, dass die Ausflüge auf die Pfälzerhütte oft damit zu tun hatten, dass etwas kaputt war. Ich fand es einfach cool, hinaufzugehen und dort auf Entdeckungsreise zu gehen, während Papa arbeitete.

Ich war immer ganz stolz drauf, dass wir auf der Pfälzerhütte Connections hatten und in die Küche durften. Dann wurde ich gefragt, was ich essen wolle und ich fühlte mich immer wie ein VIP-Gast. Ein Highlight war auch das Hinauffahren bzw. die Tatsache, dass wir hinauffahren durften.

Mit Papa fühlte man sich immer sicher. Er blieb immer korrekt, aber wenn ihm etwas nicht passte, sagte er es freundlich und direkt. Ich kann mich nicht erinnern, dass er je schlechte Laune hatte.

Drei Sachen an der Wand

Weil wir schon so früh damit konfrontiert wurden, dass Menschen wie z. B. Papas ältester Bruder Magnus in den Bergen tödlich verunglückt waren, war es wohl für uns als Kinder irgendwie normaler, dass Menschen abstürzen können.

Wir waren uns im Klaren darüber, dass man in den Bergen immer aufpassen musste. Die Regel war: Drei Sachen müssen immer an der Wand sein und eine darf sich bewegen. Also von zwei Füßen und zwei Händen bewegt sich nur ein Fuss oder eine Hand. Auch muss man immer zuerst prüfen, ob das, was man greift, auch wirklich hält. Dann kann man weiterklettern.

Ich habe mich eigentlich nie verknipft, wenn Papa hier in den Bergen unterwegs war. Eher, wenn er eine längere Tour weiter weg machte.

Basiszahl sechs

Bei Papas Absturz war ich nicht dabei. Manchmal würde ich gerne wissen, wo genau es war und wie es genau passiert ist. Er war auf einmal weg und ich hätte gerne diese Lücke geschlossen. Am Anfang war es schwierig zu fassen. Das Ereignis an sich ist für mich nicht das Schlimmste, sondern das Leben danach. Für mich ist es im Nachhinein gar nicht mehr so wichtig, was ich als Letztes gesagt habe, wie der letzte Tag war oder wodurch er genau gestorben ist.

Ich schätze es enorm, dass wir so eine grosse Familie sind und dass ich somit immer mehrere Personen habe, an die ich mich wenden kann.

Manchmal fehlt mir seine Einstellung – dass alles gut kommt und schon geht. Und eine Person, die so aufgestellt ist und mich motiviert und anspricht. Denn das strahlte Papa am meisten aus. Auch bei Feiertagen vermisse ich ihn, wenn ich z. B. für Weihnachten das Besteck zähle. Die Basiszahl ist für mich sechs und jetzt ist es sechs minus eins.

Titelbild: Johannes Biedermann



Johannes mit Corina



Corina auf der Pfälzerhütte



Johannes mit Corina vor der Pfälzerhütte



Melanie und Johannes



Andreas und Michael



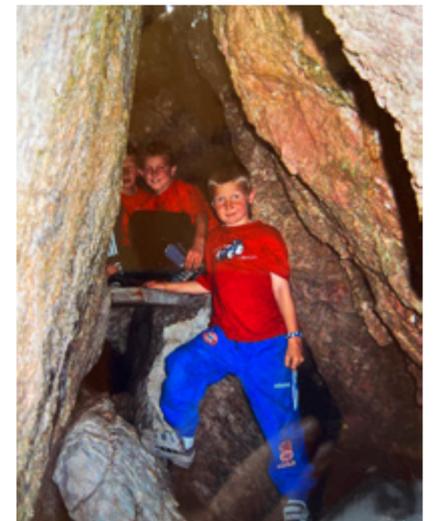
Michael und Andreas



Johannes mit Melanie und Corina



Andreas, Michael und Corina



Michael und Kollegen auf Abenteuersuche

*Man will es einfach
nicht wahrhaben*



Interview mit Martin Sprenger, 38, Portfolio Manager – über seinen Vater Peter Sprenger, aus Triesen, geb. 1953 und tödlich verunglückt 2018 am Grauspitz

Eine andere Perspektive

Als Kinder unternahmen wir oft Wanderungen mit unseren Eltern, aber sie waren nicht sehr anspruchsvoll. In der Jugend hatte ich jedoch kein grosses Interesse daran, in den Bergen zu sein. Erst später entdeckte ich die Berge als Naherholungsgebiet zum Biken und Wandern. Besonders an Sommerabenden kann man die Schönheit der Berge geniessen. Vor ein paar Jahren begann ich mit Skitouren, aber ich bevorzuge leichte Touren wie aufs Sareis, das Hahenspieler oder den Schönberg. Im Winter gehe ich jedoch eher Langlaufen.

Wenn ich in die Höhe gehe, liebe ich es, ein Ziel zu haben, um die Ruhe, die Natur und die Weite zu geniessen. Von oben hat man eine andere Perspektive, man sieht weiter und kann manchmal einen schönen Sonnenuntergang beobachten. Nachdem mein Vater verstorben war, zog es mich mehr in die Berge, während der Rest der Familie weniger Interesse hatte. Ich hatte das Gefühl, ihm in den Bergen näher zu sein – sei es dem Ort, den man als «Himmel» bezeichnet oder dem Ort, an dem der Unfall passierte.

Seven Summits

Mein Grossvater war ein Gründungsmitglied des Valünalopps, einem Verein, der gegründet wurde, um den Langlaufsport zu fördern und die ersten Langlaufloipen in Liechtenstein zu präparieren. Zu Beginn waren diese noch sehr rudimentär, aber sie wurden später immer professioneller. So war mein Vater von klein auf dabei und betrieb später Langlauf auf einem vergleichsweise hohen Niveau. Es scheint also, dass seine sportliche Affinität bereits in unserer Familie verankert war.

Ich erinnere mich, dass mein Vater immer ein leidenschaftlicher Sportler war, wobei sich der Fokus im Laufe der Zeit stärker auf Marathonlaufen, Mountainbiken, Bergsteigen oder Tourenski verschob. In den letzten Jahren seines Lebens begann er dann, sich immer grössere Ziele zu setzen. Als ihm ein Bergführer einmal sagte, es wäre prinzipiell möglich, auf einen 8000er zu gehen, meinte er, er würde gerne mal den leichtesten in Angriff nehmen. Der Bergführer sagte ihm dann, dass er auch gleich auf den Mount Everest könne und so entstand die Idee, die Seven Summits zu besteigen – die höchsten Gipfel der sieben Kontinente.

Diese Expeditionen waren mit erheblichen Risiken verbunden. Oftmals fanden sie in entfernten Ländern und an sehr exponierten und schwer zugänglichen Orten statt. Es kam durchaus auch zu brenzligen Situationen, beispielsweise als er mit seinen Kollegen in einen Schneesturm geriet und sie gezwungen waren, in einer selbstgebauten Schneehöhle zu übernachten, bis der Sturm vorbei war. Zum Glück hatte ich ihm vorher

die Rega-App installiert, so dass sie gerettet werden konnten.

In unserer Familie wurde kontrovers diskutiert, als mein Vater begann, sich diesen sehr herausfordernden Expeditionen zu widmen. Das Risiko ist in den Bergen sicherlich höher, aber ich habe mir nie allzu viele Gedanken gemacht. Klar sind andere Personen auch betroffen, wenn etwas passiert und letztlich muss man es mit sich selbst ausmachen.

Ein geradliniger Mensch

Mein Vater war ein vielbeschäftigter Mann – sowohl beruflich als auch politisch. Er war Anwalt und Treuhänder sowie zeitweise Landtagsabgeordneter. Seine Arbeit als Treuhänder brachte ihn in Kontakt mit wohltätigen Stiftungen und es war ihm wichtig, dass auch Projekte in Liechtenstein und der Region unterstützt wurden. So wurde über den Alpenverein auch die Pfälzerhütte unterstützt.

Ich würde meinen Papa als Person beschreiben, der sich mit Problemen und Menschen auseinandersetzte, ohne sich von Emotionen beeinflussen zu lassen. Wenn er sich für etwas entschied, blieb er dabei und liess sich nicht wegen Druck von aussen davon abbringen. Er sagte uns immer, dass man, wenn man etwas beginne, es auch durchziehen solle. Man solle sich vorher gut überlegen, was man wolle und dann auch dabei bleiben. Er war sehr willensstark. Beispielsweise setzte er sich bei der Verfassungsdiskussion dafür ein, dass die Liechtensteiner Bevölkerung ihre demokratischen Rechte nicht abgeben musste. In dieser Angelegenheit argumentierte er sehr sachlich, wurde aber auf persönliche und perfide Weise angefeindet, bis hin zu Drohbriefen. Für die Familie war es schwierig, damit umzugehen.

Ich glaube, er brauchte die Berge und die Natur, um den nötigen Abstand zu seinen Tätigkeiten zu bekommen und auch mal den Kopf durchzulüften. Er zog sicher viel Energie daraus.



Peter beim Koasalauf, 1983



«Im ersten Moment konnte ich es gar nicht glauben. Ich dachte, er sei vielleicht noch im Krankenhaus. Man will es wohl einfach nicht wahrhaben.»

Martin Sprenger

Ein Gipfelbuch für den Grauspitz

Vor viereinhalb Jahren wollte er mit einem Kollegen ein neues Gipfelbuch auf den Grauspitz bringen. Auf jener Tour zwischen Schwarzhorn und Grauspitz machte er einen Fehltritt und rutschte auf die Fläscher Seite ab. Er verletzte sich tödlich am Kopf. Ein paar Wochen davor war Johannes Biedermann in der Nähe verunglückt. Wir sind ja Nachbarn im Steg und sie kannten sich gut.

An jenem Tag war ich beim Zahnarzt. Deshalb nahm ich nicht gleich ab, als Mama anrief. Als das Telefon zum dritten Mal klingelte und ich endlich abnahm, war Karin Rüdisser vom Kriseninterventionsteam KIT am anderen Ende der Leitung und teilte mir mit, dass mein Vater abgestürzt sei. Im ersten Moment konnte ich es gar nicht glauben. Ich dachte, er sei vielleicht noch im Krankenhaus. Man will es wohl einfach nicht wahrhaben. Dann wurde ich vom KIT abgeholt und zu meiner Mama nach Hause gebracht. Danach gingen sie zu meiner Schwester, die im gleichen Gebäude wohnt und hochschwanger war. Es war alles sehr surreal. Man kann es einfach nicht begreifen.

Viele Menschen kamen an jenem Tag vorbei, darunter das KIT, die Polizei, jemand von der Bergrettung, der an der Bergung beteiligt gewesen war, sowie viele Verwandte, die uns auch in den folgenden Tagen unterstützten. Wir gingen am Abend ins Beerdigungsinstitut. Erst als ich Papa sah, realisierte ich, dass er wirklich tot war.

Das Unfassbare begreifen

In den Tagen nach dem Tod meines Vaters gab es viel zu organisieren. Ich war beschäftigt, um nicht zu sagen abgelenkt, und in den seltenen Momenten der Ruhe versuchte ich irgendwie, das Unfassbare zu begreifen. Ich konnte mich aber damals nicht wirklich damit auseinandersetzen.

Etwa eine Woche später ging ich wieder zur Arbeit und war anfangs froh über die Ablenkung. Im Nachhinein muss ich sagen, dass ich den Schmerz und die Trauer eher verdrängte als verarbeitete.

Zu Beginn waren noch viele Menschen um uns herum, doch irgendwann standen wir alleine da. Nach etwa drei Monaten realisierte ich zum ersten Mal, wie endgültig der Tod ist. Das erste Jahr war sehr schwierig, da ich alles zum ersten Mal ohne meinen Vater erlebte. Doch mit der Zeit lernte ich, damit zu leben. Die Berge waren mein Zufluchtsort.

Nach drei Jahren merkte ich eher abrupt, dass ich noch nicht darüber hinweg war. Der Todestag meines Vaters, Weihnachten und sein Geburtstag folgten kurz nacheinander und rissen mir den Boden unter den Füßen weg. Ich suchte das Gespräch mit Freunden und Verwandten, was ich zuvor vermieden hatte.



Peter bei einer seiner letzten Touren im Wallis, 2018

Noch einmal mit ihm sprechen

Etwa drei Wochen vor seinem Absturz waren wir gemeinsam im Engadin gewesen. Wir hatten uns über viele Dinge unterhalten, doch im Nachhinein wünschte ich mir manchmal, dass ich noch mehr Zeit mit ihm verbracht und intensiver mit ihm gesprochen hätte. Wenn jemand so plötzlich gehen muss, hat man keine Gelegenheit, sich zu verabschieden oder noch bestimmte Dinge zu sagen oder zu tun. Das bleibt einem dann einfach verwehrt.

Wenn man ihn gefragt hätte, wäre es sicherlich seine bevorzugte Art gewesen, in den Bergen zu sterben. Als sehr aktiver Mensch wäre es ihm meiner Meinung nach schwergefallen, im hohen Alter kein selbstbestimmtes Leben mehr zu führen.

In jungen Jahren denkt man oft, man habe noch ewig Zeit zu leben. Mit fortschreitendem Alter gelangt man dann durchaus zu gewissen Einsichten. Wenn jedoch jemand aus der eigenen Familie

von einem Moment auf den anderen nicht mehr da ist, wird einem die Vergänglichkeit des Lebens sehr bewusst. Man weiss, dass es schnell vorbei sein kann. Diese Erkenntnis fliesst sicherlich ein, wenn man darüber nachdenkt, was im Leben wirklich wichtig ist und welche Ziele man verfolgen möchte. Ich vermisse ihn besonders, wenn wichtige Entscheidungen anstehen und ich darüber nachdenke, was das Leben eigentlich ausmacht. In solchen Momenten wünschte ich mir, ich könnte noch einmal mit ihm sprechen.

Titelbild: Martin und Peter bei einer Familienwanderung in den Liechtensteiner Bergen, 1990

Mein wert als alles Geld der Welt



**Interview mit Dominik Schädler, 39, aus Triesenberg,
in der Photovoltaik tätig und Rettungschef der Bergrettung
Liechtenstein seit 2022**

Eine Nadel im Heuhaufen

Zur Bergrettung kam ich über Christoph Frommelt. Als ich zwanzig Jahre alt war, fragte er mich, ob ich Lust hätte, dazuzustossen. Zuerst war ich Anwärter und 2005 wurde ich als Mitglied aufgenommen. Dieses Jahr werden es 18 Jahre sein, dass ich dabei bin. Davon war ich 14 Jahre in verschiedenen Rollen im Vorstand tätig und seit letztem Januar bin ich Rettungschef. Die Bergrettung hat mein Leben massgeblich gestaltet.

Ein Einsatz, an den ich mich noch gut erinnere, war die Suche nach einer Frau, bei der wir keinen Anhaltspunkt hatten, wo sie war – eine Nadel im Heuhaufen. Wir suchten im ganzen Land. Ich war z. B. mit jemandem auf dem Gamsgrat in Malbun unterwegs und die Frau wurde letztlich auf dem Schmugglerweg zwischen Balzers und Triesen gefunden. Dies wiederum war nur dank eines Helikopter-Flugs möglich, bei dem sie gesichtet wurde. Sie war verletzt, aber noch am Leben. So einen Einsatz können wir natürlich nicht allein bewerkstelligen. Hundeführer sind sowieso schon in einem frühen Stadium dabei und dann kommt schnell mal die Feuerwehr ins Spiel, weil sie sehr viel Manpower hat. Auch mit der Alpine Rettung Schweiz ARS bzw. der Alpine Rettung Ostschweiz ARO arbeiten wir oft zusammen und machen auch mindestens zwei Mal im Jahr eine Grossübung mit ihnen. Natürlich helfen wir auch umgekehrt, wenn sie uns brauchen, z. B. auf Schwägalp, als eine Lawine ein Hotel unter sich begrub. Partnerorganisationen sind für uns sehr wichtig.

Ein anderer Einsatz war – unter den Umständen – wirklich lustig. Eine Frau besuchte hier in Liechtenstein ihren Sohn, wollte Richtung Guscha laufen und kam dort vom Weg ab. Sie stürzte unter dem Mittagsspitzen rund zwanzig Meter ab und blieb dort stecken. Das ist extrem steiles und unwegsames Gelände, es gibt dort wirklich keine Wege. Wir konnten sie ungefähr mit dem Heli orten und gingen sie dann terrestrisch suchen. Nach mehreren Stunden kamen wir endlich bei der Frau an. Als wir noch etwa fünfzig Meter entfernt waren, sah sie uns und schrie um Hilfe. Ein Retter kletterte als erster zu ihr hinauf und die Frau hatte solch eine Freude, jemanden zu sehen, dass sie ihn umarmte und nicht mehr losliess. Er konnte sich kaum mehr bewegen und rief hinab, wir sollen ihm helfen kommen. Das war trotz allem schon sehr lustig. Danach gab es einen langen Abstieg und wir brauchten die Hilfe von Förstern aus Balzers, weil wir mehrere Seillängen hinuntermussten. Es gab dann auch noch ein Gewitter und wir kamen erst morgens um zwei Uhr unten an. Dort konnten wir die Frau endlich dem Rettungswagen des liechtensteinischen Roten Kreuzes LRK übergeben. Es war wirklich keine einfache Rettung, aber das Erlebnis, jener Frau helfen zu können, überwog alles. Da ist es einem

völlig egal, wenn man um sechs Uhr wieder aufstehen und zur Arbeit muss.

Die Einsätze, bei denen Unfälle tödlich enden, bleiben einem stark in Erinnerung. Es gibt aber auch viele schöne Erlebnisse und sei es nur, eine Mutter mit ihrer Tochter heimzubegleiten, weil sie nicht mehr weiterkamen – und danach zusammen mit den Kollegen einen Znacht auf Gafadura zu essen. Die Dankbarkeit ist immer sehr gross und mehr wert als alles Geld der Welt.

Schwierige Erlebnisse

Ich habe auch schon schwierige Einsätze miterlebt. Um solche Erlebnisse zu verarbeiten, hilft mir am meisten das Gespräch mit meinen Bergrettungs-Kameraden, weil sie quasi Leidensgenossen sind. Das ist für mich das A und das O. Nach jedem Einsatz setzen wir uns zusammen, trinken ein Bier, haben es lustig und versuchen das Geschehene so zu verarbeiten, auch wenn ein Einsatz bis in die Morgenstunden geht. Das ist gut für die Seele. Auch sonst ist es wichtig, darüber zu sprechen, sei es mit der Familie oder mit Freundinnen und Freunden. Ausserdem gibt es immer die Möglichkeit, mit dem Kriseninterventionsteam KIT zu sprechen. Sich alleine zurückziehen halte ich für wenig hilfreich.

Einschneidend war für mich der Unfall von Marcel Mayer, der auch bei der Bergrettung war und bei einer Skitour mit Bergrettungs-Kameraden tödlich verunglückte. Marcells Tod war für uns alle ein grosser Einschnitt und für diejenigen, die dabei gewesen waren, war es sicher noch viel schlimmer. Bei der Bergrettung stehen wir uns sehr nahe und wenn einer aus den eigenen Reihen gehen muss, ist das sehr schwierig – egal, ob man enger befreundet ist oder nicht. Marcells Tod schweisste uns noch mehr zusammen.

Eine verschworene Truppe

Aktuell sind wir 30 Personen bei der Bergrettung – 26 Männer und 4 Frauen. Davon sind 24 Mitglieder und sechs Anwärter. Wir haben momentan eine tolle Truppe und in den letzten Jahren sind auch coole und motivierte junge Leute dazugestossen, was uns Ältere sehr freut. Auch der Vorstand ist super. Derzeit haben wir erstmals einen Anwärter unter 18, weil wir auch Jüngeren eine Möglichkeit geben möchten mitzumachen. Ausser bei Einsätzen und Wochenendausflügen können sie überall dabei sein. Momentan haben wir keine Schwierigkeiten, Leute zu finden, aber es gab auch schon andere Phasen.

Die Bergrettung ist eine ziemlich verschworene Truppe. Für jemand Neuen mag es eine Weile brauchen, bis man einen Zugang gefunden hat. Wenn man aber erst einmal dabei ist, ist es in meinen Augen auch eine Ehre. Ich glaube,

für uns alle hat die Bergrettung einen hohen Stellenwert. Wenn es einen Alarm gibt, stellt sich für mich nie die Frage, ob ich gehe. Ich gebe daheim allen einen Kuss und gehe. Das wird nicht diskutiert. Dementsprechend braucht es auch Familien, die dahinterstehen. Ich habe zwei kleine Kinder und ich könnte es nicht machen, wenn ich nicht eine Frau und die Grosseltern der Kinder hätte, die in solchen Fällen einspringen.

Das Amt des Rettungschefs ist mit viel Verantwortung verbunden und man muss viel Erfahrung und auch ein gewisses Durchsetzungsvermögen mitbringen. Ich war davor mehrere Jahre der Stellvertreter von Norbert – Nöbi – Gantner und damit seine rechte Hand. Eigentlich wäre ich es auch gerne geblieben. Als Nöbi beschloss, aufzuhören, tauschten wir die Rollen. Ich hatte es nicht vorgehabt, aber alle anderen, die in Frage kamen, stellten sich nicht zur Verfügung und so übernahm ich das Amt. Ich bin auch gerne bereit, es mehrere Jahre lang auszuüben, da ich eine gewisse Konstanz und Stabilität für wichtig halte.

Gerade im Vorstand haben wir neben den Einsätzen auch viele Aufgaben und das bedeutet, dass man viel weg ist. Ausbildung, Materialbeschaffung, Kontakt zu Partnerorganisationen, Budgetplanung etc. werden vom Vorstand abgehandelt. Die Zusammenarbeit mit unseren Partnerorganisationen ist uns sehr wichtig. Zu unseren Partnerorganisationen zählen das Kriseninterventionsteam KIT, die Lawinenhundeführer, die Wasserrettung, die Samariter, das liechtensteinische Rote Kreuz LRK, die Alpine Rettung Schweiz ARS, die Rega, die Polizei und die Swiss Helicopter. Mit der AP³ Luftrettung – das sind die blaugelben Helikopter – bauen wir gerade eine Partnerschaft auf. Auch die Feuerwehr ist wichtig, wobei wir am meisten Kontakt mit der Feuerwehr Triesenberg haben, weil sie im Alpengebiet tätig sind. Weiter sind auch die Forstbetriebe zentral, da die Förster und Forstwärter in ihrem Gebiet sehr ortskundig sind. Natürlich arbeiten wir auch mit dem Alpenverein. Die Bergrettung ist ja aus dem Alpenverein heraus entstanden und wurde später dem Amt für Bevölkerungsschutz unterstellt. Wir sind aber immer noch sehr beim Alpenverein verankert, pflegen den Austausch und organisieren auch Kurse für sie wie Lawinenkurse und Kletterkurse.

Obwohl die Vorstandstätigkeit zeitintensiv ist, wäre der Vorstand nichts ohne die ganze Mannschaft. Wenn ich «Bergrettung» höre, sehe ich ein Bild der ganzen Mannschaft vor mir und im Hintergrund sind die Erinnerungen an alles, was wir zusammen erlebt haben.

Wenn etwas passiert...

Heuer, also bis Mitte April 2023, hatten wir noch keinen Einsatz. In den letzten zwei Jahren hatten wir 13 bis 15 Einsätze

«Wenn ich ‹Bergrettung› höre, sehe ich ein Bild der ganzen Mannschaft vor mir und im Hintergrund sind die Erinnerungen an alles, was wir zusammen erlebt haben.»

Dominik Schädler



pro Jahr. Davor waren es eher weniger. Vermutlich hat der Anstieg damit zu tun, dass mehr Leute in den Bergen unterwegs sind.

Wenn etwas passiert ist, rufen uns Leute in Einzelfällen direkt an, aber in der Regel werden wir über die Landespolizei oder über die Rega aufgeboten. Entweder werde dann ich als Rettungschef angerufen oder es gibt direkt eine Konferenzschaltung mit unserem vierköpfigen Kader. Jemand von uns geht dann üblicherweise bei der Einsatzzentrale der Landespolizei vorbei und dort gibt es eine erste Besprechung. Wenn man genug weiss, versucht man sogleich, erste Alarmierungen auszulösen, damit sich die Kollegen und Partnerorganisationen vorbereiten und sich bereithalten können. Die Entscheidung, was es genau braucht, ist vom Einsatz abhängig. Es ist wichtig, dass man als Retter ab und zu einen Einsatz hat und üben kann. Manchmal wird auch nur unser Helikopter-Rettungsspezialist Norbert Gantner aufgeboten, wobei es bei ihm auch sein kann, dass er direkt über die Rega oder die Landespolizei aufgeboten wird. Eine Luftrettung ist jedoch nicht immer möglich, beispielsweise wenn es das Wetter nicht zulässt. In solchen Fällen übernehmen wir den Einsatz terrestrisch – also zu Fuss.



Letztes Jahr riefen mich zwei Personen an, die am Fürstensteig nicht mehr weiterkamen. Sie baten uns, sie holen kommen – egal wie. Danach, es war kurz nach Mittag, telefonierte ich mit unserem Helikopter-Rettungsspezialisten Nöbi und der Landespolizei. Zu jenem Zeitpunkt war es kalt und die Personen hatten keine passende Kleidung dabei. Deshalb entschieden wir, sie via Luftrettungsmittel zu holen. Nöbi rief die Rega an, die Rega holte ihn ab und die Personen wurden nach Gaflei ausgeflogen. Damit war der Einsatz innerhalb von zwei Stunden vorbei. Obwohl wir von einem Durchstieg des Fürstensteigs im Winter abraten, gibt es immer wieder Leute, die es versuchen. Die Leute, die

wir bergen mussten, hatten sicher weder die Vorkenntnisse noch die richtige Kleidung oder das richtige Material dabei. Irgendwann trauten sie sich weder vorwärts noch zurück und das war der Punkt, als sie uns anriefen. Sie waren sehr dankbar für die Rettung. Im Gegensatz dazu hätte ein terrestrischer Einsatz – also ohne Heli – sehr lange gedauert. Man hätte unsere Leute hinein- und wieder hinausbringen müssen, wir hätten Seilgeländer einrichten müssen und wir hätten mehr Leute gebraucht. Es wäre eine komplett andere Grössenordnung gewesen.

Ein weiteres Beispiel war eine Frau, die mit ihrer Mutter von Alpila hinunterlief. Die Mutter rutschte ab und verletzte sich. Sie hatte keine grossen Verletzungen, aber vermutlich Prellungen, und war so erschöpft, dass sie nicht mehr weiterkonnte. Wir wurden dann alarmiert und entschieden, nur einen Teil der Mannschaft aufzubieten. Wir konnten die Person mittels Trage sicher ins Tal zurückbringen, wo wir sie dann dem Liechtensteinischen Roten Kreuz LRK übergaben. Dieser Einsatz dauerte etwa drei bis vier Stunden.

Ein dritter Fall war ein Unfall im Malbun. Eine Frau hatte sich von der Messstation Spitz aus verstiegen und glaubte, sie könne über die Wasserchöpfe gerade hinunterlaufen. Sie stürzte ziemlich weit hinunter und zog sich schwere Verletzungen zu. Zuerst versuchte die Flugrettung AP³ eine Rettung mit dem Heli, die jedoch missglückte, weil der Föhn so stark war. Deshalb wurden dann wir aufgeboten. Wir lösten die ganze Mannschaft aus, weil wir wussten, dass es richtig schwierig werden würde, in jenem Gelände jemanden zu bergen, wenn der Heli nicht fliegen konnte. Es war eigentlich ein warmer Tag, doch bei unserer Patientin war es eiskalt, was das Risiko für eine Unterkühlung verschärfte. Der Arzt der AP³ war schon vor Ort, als wir dazukamen. Bevor wir die terrestrische Rettung starteten, machte die AP³ einen letzten Versuch, die Frau zu bergen. Obwohl der Heli wirklich nicht stabil in der Luft war und es ihn ziemlich durchschüttelte, klappte es in letzter Sekunde doch noch und so wurde sie ausgeflogen. Für die Patientin war es sicher das Richtige, denn ihr ging es wirklich nicht mehr gut und eine terrestrische Rettung hätte sehr lange gedauert. Zum Glück hat sie überlebt.

Nach einem Unfall nach Schuldigen zu suchen, halte ich für wenig hilfreich. Es macht Unfälle nicht ungeschehen und Tote nicht wieder lebendig. Wir von der Bergrettung beurteilen solche Situationen nicht. Wir sind froh, wenn wir jemandem helfen können.

Rettungstechniken lernen

Wir sind dem Ausbildungskonzept der Alpine Rettung Schweiz ARS angegliedert. Dort werden wir wie eine Region behan-

delt. Dabei machen wir uns natürlich Gedanken, was für uns hier in Liechtenstein relevant ist und was nicht. Meiner Meinung nach werden die Ausbildungskonzepte heute viel stärker in Frage gestellt. Wenn ein Unfall in den eigenen Reihen passiert, was bei Einsätzen möglich ist, wird schnell einmal gefragt, wie es mit unseren Qualifikationen und Kompetenzen ausschaut.

Wenn jemand zur Bergrettung möchte, suchen wir zuerst einmal das Gespräch und finden so heraus, ob genügend Vorkenntnisse vorhanden sind. Gewisse Ortskenntnisse, Trittsicherheit und Alpinkenntnisse werden vorausgesetzt. Danach gibt es erst mal ein Anwärterjahr oder je nachdem auch zwei. In jener Zeit versuchen wir, die Grundkenntnisse der Sommer- und Winterrettung zu vermitteln.

Unser Ausbildungskonzept beinhaltet Rettungen in verschiedenen Umgebungen, vom steilen Gelände bis hin zu überhängenden Felsen. Wir organisieren sowohl im Sommer als auch im Winter Übungen. Durchschnittlich sind es ca. 20 Übungen im Jahr, die zwischen drei und 48 Stunden dauern. Jede Rettungstechnik wird regelmässig geübt und immer wieder verfeinert, weil es natürlich nicht möglich ist, alles in einem Jahr zu vermitteln. Den Anwärterinnen und Anwärtern vermitteln wir Basiskenntnisse, damit wir darauf aufbauen können.

Bei jeder Rettung ist es wichtig, dass man sich im Gelände auskennt und dort navigieren kann. Man muss auch über Funkgeräte kommunizieren können. Weiter gibt es die Unfallplatzorganisation. Das heisst natürlich nicht, dass man von Anfang an Einsatzleitungen übernimmt, aber man sollte Bescheid wissen, wie Einsätze ablaufen und wie die Zusammenarbeit mit den Partnerorganisationen funktioniert – vorerst alles bezogen auf terrestrische Rettung, also Rettung am Boden.

Im Sommer ist es wichtig, dass man improvisiert retten kann. Improvisierte Rettungen sind Rettungen mit möglichst wenig Material, wie beispielsweise den Bau eines Flaschenzuges. Bei uns lernt man aber auch den Umgang mit Stahlseilen und Geräten wie einer Seilwinde – der sogenannten Winsch. Was im Sommer auch geübt werden muss, ist die Trittsicherheit. Wir bewegen uns hier in Liechtenstein in einem Gelände, das zum Teil sehr lose ist. Deshalb ist es wichtig, auch in steilem Gelände gehen zu können, ohne angesieilt zu sein. Das ist zwar eine Grundvoraussetzung, aber wir üben es auch, indem wir Übungen in solchem Gelände organisieren.

Im Winter geht es primär um Lawinenrettungen und Seilbahnrettungen. Bei Lawinen können jedoch am meisten diejenigen bewirken, die schon vor Ort sind und nicht unter die Lawine gekommen sind. Diese sogenannte Laienrettung ist die, die zählt, denn auch wenn alles tipp-topp läuft, benötigen wir mindestens eine Stunde, bis wir vor Ort sind, um mit der



professionellen Rettung zu beginnen. Sobald wir da sind, findet eine Unfallplatzorganisation statt und wir suchen möglichst schnell das ganze Gelände ab.

Bei Übungen für Lawinenrettungen lernt man beispielsweise, das Lawinensuchgerät LVS zu bedienen oder wie man mit Mehrfachverschüttungen umgeht. Auch haben wir spezielle Schaufel- und Sondiertechniken, um effizienter zu sein. Es werden viel vertiefte Kenntnisse vermittelt als diejenigen eines Standard-Lawinenkurses. In den letzten Jahren haben wir auch vermehrt die Rettung mit Seileinsatz geübt für den Fall, dass Leute von Felsen herunterfallen bzw. in steilem Gelände stürzen.

Man kann sich bei der Bergrettung auch spezialisieren, z. B. als Rettungsspezialist Helikopter. Solche Weiterbildungsmöglichkeiten sind jedoch eingeschränkt, weil wir für die wenigen Einsätze nicht fünf solche Spezialisten brauchen. Es ist sinnvoller, für solche Funktionen wenige Personen mit mehr Einsatzerfahrung zu haben. Was wir in den letzten Jahren gemerkt haben, ist, dass das Einsatzspektrum breiter wird. So mussten wir schon Tiere retten und es kommt vermehrt vor, dass E-Biker in Gebiete vorstossen, die unserer Meinung nach eigentlich keine Bike-Gebiete sind. Wir holen sie aber natürlich trotzdem und da wird man mit der Herausforderung konfrontiert, wie man zusätzlich

zum Verunfallten noch ein 30 kg schweres Bike mitnimmt. So erweitert und verbreitert sich unser Einsatzspektrum und unsere Aufgabe ist es, für neue Herausforderungen Lösungen zu finden.

Grundsätzlich muss man bei der Bergrettung auch mit hohen psychischen Belastungen umgehen können, aber es ist kaum möglich, vorab herauszufinden, ob jemand dies kann. Es ist leider einfach «trial and error», so hart das auch klingt. Man muss dabei gewesen sein, um zu merken, ob man mit schwierigen Situationen umgehen kann oder nicht. Wenn etwas Schlimmes passiert, ist es logisch, dass es einem nicht so gut geht und wenn man die verunfallte Person kannte, dann ist es noch schlimmer. Leider ist die Wahrscheinlichkeit dafür in Liechtenstein sehr hoch. In der Einsatzleitung versuchen wir diese Situationen zu steuern, also dass beispielsweise nur Retter mit Erfahrung Totbergungen machen. Es ist aber leider nicht immer möglich.

Was wir sowohl im Sommer als auch im Winter machen, ist, das Gesellschaftliche zu fördern. Wir organisieren Ski- oder Hochtouren und gehen auch zusammen in die Berge. Das ist wichtig, weil man viel besser zusammenarbeiten kann, wenn man einander kennt und weiss, wie die andere Person tickt. Dadurch können wir auch aufeinander eingehen, Rücksicht nehmen und merken schnell, wenn etwas nicht stimmt.

Sicherheit in den Bergen

Auf jeder Wanderung sollten trittfeste und über den Knöchel ragende Bergschuhe mit einer eher harten Sohle getragen werden, damit man auch im Gelände sicher stehen kann. Weiter gehört zu einer Wanderung ein Rucksack mit Ersatzkleidern und Wärmematerial. Unter Wärmematerial verstehe ich nicht nur einen Pulli, sondern auch eine Isolationsjacke, eine Windjacke sowie eine Daunen- oder Wolljacke sowie eine Mütze und Handschuhe. Gerade im Frühling und Herbst kann es früh eindunkeln und sehr kalt werden. Auch Sonnenschutz ist wichtig, also nicht nur Sonnencreme, sondern auch ein Hut und eine Sonnenbrille.

Nicht zu vergessen ist auch genügend zu trinken und zu essen. Man muss nicht das Gefühl haben, dass für eine sechsstündige Wanderung ein halber Liter Wasser reicht. Ein Traubenzucker hilft nicht nur fürs Gemüt sondern auch für Untorzuckerung. In jeden Rucksack gehört auch eine Apotheke, damit man Wunden abdecken und auch mal einen Verband machen und eine Schiene improvisieren kann. Stirnlampen sollten im Sommer und Winter mitgenommen werden. Ein Sackmesser hilft auch, nur schon um eine Salsiz zu schneiden. Ein Biwaksack ist auch zu empfehlen, damit man im Notfall in den Bergen übernachten kann und nicht Gefahr einer

Unterkühlung läuft. Was auch gegen Kälte hilft, sind Wärmebeutel, die man knicken kann und die kurzfristig Wärme abgeben. Je nach Gelände ist ein Helm empfehlenswert, weil es bei uns in gewissen Gebieten Steinschlag geben kann. Wenn man klettern geht, kommen Seil, Klettergurt etc. dazu.



Im Winter, egal ob man mit Schneeschuhen oder Skis unterwegs ist, gehört zusätzlich zu allem, was man im Sommer dabei hat, mehr Kleidung. Auch Ersatzhandschuhe sind wichtig, denn wenn es wirklich nass und kalt wird, kann es ohne sehr gefährlich werden. Ich empfehle ausserdem, Tee statt Wasser mitzunehmen, weil Tee wärmt. Weiter sollte man ein LVS, also ein Lawinensuchgerät, eine Sonde und eine gute Schaufel dabei haben. Hierbei ist anzumerken, dass ein LVS zu haben und es richtig bedienen zu können zwei Paar Schuhe sind. Bei Lawinenkursen erleben wir es oft, dass die Leute denken, sie wüssten, wie man es benutzt, aber dann selber merken, dass Übung hilft. Wenn man nicht an einen Kurs gehen kann, gibt es im Winter in Malbun eine LVS-Anlage, wo wir jeweils ein paar Sonden vergraben, die man suchen kann. Unter dem Kirchlein gibt es eine entsprechende Anleitung dazu. Ich empfehle ausserdem Airbags, auch wenn sie sehr teuer sind. Damit hat man bessere Chancen, von Lawinen nicht verschüttet zu werden. Das heisst natürlich nicht, dass man damit risikoreicher unterwegs sein sollte.

Im Winter sind auch Helme empfehlenswert. Während beim Skifahren Helme und Rückenprotektoren inzwischen selbstverständlich sind, gehen viele mit Mützen auf Skitouren, obwohl man viel exponierter ist. Bei Skitouren wären auch Harscheisen wichtig.

Ich möchte auch die digitalen Helferlein erwähnen – wie die Rega-App, die topografische Karte Swiss Topo oder die Winter-App White Risk. Ich finde es gut, wenn man solche Apps hat, denn sie können ja wirklich helfen. Es macht aber kei-

nen Sinn, sich blind darauf zu verlassen, denn eine Abhängigkeit von einem Gerät, das ausfallen kann, ist nicht gut – ganz abgesehen davon, dass man in der Natur nicht abschalten kann, wenn man ständig aufs Telefon schaut. Wichtig ist, dass man sich auch ohne die digitalen Helferlein zurechtfindet, also eine Wanderkarte, einen Kompass und evtl. ein Rapex, also ein Koordinatenmesser, dabei zu haben. Weiter sollte es eine Karte vom richtigen Gebiet sein und man sollte die Karte lesen können bzw. wissen, wo Norden ist und wo man sich befindet. Das ist schon viel, um sich zu orientieren. Im Winter kann man auf einer mehrtägigen Tour auch auf Hütten nach dem aktuellen Lawinenbulletin fragen, um eine Prognose für Lawinengefahren zu erhalten.

Der Wert der Freiwilligenarbeit

Die Bergrettung steht für mich exemplarisch dafür, was Freiwilligenarbeit ausmacht. Es geht um die Bereitschaft, ohne Bezahlung etwas zu leisten. Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass man das pflegen muss in einer Gesellschaft, obwohl heute die Ansprüche an die Professionalität ständig steigen und die Vereinbarung mit Familie und Job nicht einfach ist.



Bei der Bergrettung ist es ja so, dass wir lediglich für Einsätze bezahlt sind und eine Kompensation für mehrtägige Tagungen und Kongresse erhalten, weil wir dafür Ferien beziehen müssen. Für Übungen und alles andere, was an Vorbereitungs- und Administrationsarbeit anfällt, werden wir nicht entschädigt. Abgesehen von Zonen- bzw. Regionalkursen organisieren wir alle Übungen jeweils selber und für Wochenendübungen müssen z. B. vier bis fünf Leute einen bis zwei Tage an Vorbereitungszeit investieren. Auch die Vorstandsarbeit ist sehr intensiv. Das ist Zeit, die man nicht mit der Familie oder mit Freunden und Freundinnen verbringt. Ich bin jedoch

überzeugt davon, dass die Bergrettung einen ganz anderen Charakter bekäme, wenn alles bezahlt wäre.

Ich finde es schon schön, wenn ich heimkomme und meine kleinen Buben fragen, wo ich war und was passiert ist. Es macht mich stolz, dass sie das mitbekommen und sich auch für meine Tätigkeiten bei der Bergrettung interessieren. So kann ich es ihnen erklären und sie erleben mit, dass es etwas gibt, das man der Gesellschaft zuliebe macht. Nur dadurch kann die Gesellschaft überleben. Das möchte ich meinen Kindern als Elternteil mitgeben.



Diese Zeitung ist Teil des Projekts «Das letzte Mammut Liechtensteins» des Kunstvereins Schichtwechsel in Kooperation mit Atelier62, domus Schaan und Skino. Das Projekt findet von Mai bis November 2023 auf der Pfälzerhütte, im Haberfeld Vaduz, im Atelier62, im Literaturhaus Liechtenstein und im Treff am Lindarank statt.

Gefördert durch: Kulturstiftung Liechtenstein, Gemeinde Schaan, Gemeinde Vaduz, Stiftung Fürstl. Kommerzienrat Guido Feger, VP Bank Stiftung

www.smammut.li

Interviews: Laura Hilti

Bilder: Veronika Marxer

Herausgeberin: Laura Hilti

Grafik: Veronika Marxer & Laura Hilti

Digitale Version

© alle Interviewpartner:innen,
Laura Hilti, Veronika Marxer,
Kunstverein Schichtwechsel

Verlag: Kunstverein Schichtwechsel,
Vaduz (LI)
www.schichtwechsel.li

ISBN: 978-3-03824-040-2